DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 109

DM 1.60

VONTOX Der Magier aus Lemuria



Nr. 109

Vontox – der Magier aus Lemuria

(Gefangener in zwei Welten 9)

Was zuletzt geschah:

Björn Hellmark konnte aus dem Ewigkeits-Gefängnis Molochos' befreit werden. Bei Carminia Brado mißlang dieser Versuch.

Während Björn nun mit seinen Freunden in Apokalyptas Alptraumstadt agiert, um die geliebte Frau aus den Klauen des Dämonenfürsten zu befreien, befindet sich sein Doppelkörper räumlich und zeitlich von ihm getrennt. Macabros geriet mit Harry Carson in die fünfziger Jahre der Erde. Die rätselhaften Männer in Schwarz haben sie dorthin versetzt.

Es ist Hellmarks absieht, dem Dämonenfürsten endgültig das Handwerk zu legen, und Macabros' Ziel, seine offenbar verfahrene Situation wieder in den Griff zu bekommen. Dies kann er nur, wenn er noch weiter in die Vergangenheit vorstößt, nämlich in das Xantilon 8734 Jahre vor dem Untergang. Dort liegt der Schlüssel eines Geheimnisses, das mit ihm zu tun hat – und das auch die Gegenwart Hellmarks betrifft.

»Er ist tot!«

Wie Hammerschläge wirkten die Worte auf die blasse junge Frau.

»Aber… das kann nicht sein«, hörte sie sich automatisch antworten. »Er war… kerngesund… wie kann ein Mensch sterben…« Die Stimme versagte ihr den Dienst.

Der Arzt atmete tief durch. Er war ein großer Mann mit pechschwarzem Haar. »Es gibt Dinge, die weiß nur Gott«, antwortete er leise. »Auch Menschen, die wir Ärzte als kerngesund entlassen, können in der nächsten Minute tot zusammenbrechen. Unsere Mittel und Erkenntnisse als Menschen werden wohl immer begrenzt bleiben…«

Lorette Grande hörte die Stimme aus weiter Ferne. Sie konnte und wollte nicht an die Endgültigkeit dessen glauben, was der Arzt ihr sagte.

Dies war alles nur ein böser Traum.

Henri war vierzig. Vor zehn Minuten hatte er noch gelacht und gescherzt, von seinen Plänen gesprochen, vor allem davon, wie er die Domäne kostengünstig erweitern wollte, ohne zu hohe Kredite aufzunehmen.

Henri Grande war ein temperamentvoller, begeisterungsfähiger Mann gewesen, einer, von dem man sich nicht vorstellen konnte, daß er irgendwann mal nicht mehr da sein würde. Grande füllte mit seiner Persönlichkeit Räume, riß andere Menschen mit und hatte es geschafft, innerhalb von zehn Jahren das völlig verschuldete Weingut in der Nähe von Arbois zu einem gesunden Unternehmen zu entwickeln. Die besten Weine stammten aus seinem Anbau, er kaufte eine Domäne nach der anderen auf, und es sah ganz so aus, als wurde er innerhalb der nächsten acht bis zehn Jahr alle kleineren Weinbauern verdrängt und deren Domänen übernommen haben.

Lorette Grande begriff die Tragweite des Geschehens nicht. Sie starrte auf den reglosen Mann, der auf der Couch im Wohnzimmer lag, dort, wohin er sich selbst begeben hatte.

Nach mit Mittagessen pflegte Henri sich grundsätzlich hinzulegen, einige Spalten in der Zeitung zu lesen und dann ein Nickerchen zu machen. Trotz seiner lebhaften Art, war er alles andere als übernervös und hektisch. Daß er jemals einen Herzinfarkt erleiden würde…

Tränen verschleierten die Augen der zweiunddreißigjährigen Französin. Sie war klein, beinahe grazil, hatte rehbraune Augen und wirkte wie ein zartes, zerbrechliches Wesen.

Doch Lorette war robust. Zumindest in der Gegenwart von Dr. Fredon.

Sie konnte sich nicht gehen lassen, war wie gelahmt und hielt alles für eine Täuschung…

»Ich schreibe noch den Totenschein aus, Madame«, sagte der Arzt

hinter ihr, und sie spürte seine schwere, heiße Hand durch den dünnen Stoff ihres Kleides, als er sie ihr auf die Schulter legte. »Es tut mir sehr leid, ich konnte nichts mehr tun… so ist das Leben. Wenn ich morgen etwas für Sie erledigen kann, ich mach es gern für Sie. Einen Verwandten anrufen… eine Freundin…«

Doch Lorette Grande schüttelte den Kopf und merkte, wie es heiß und kalt in ihr aufwallte. »Nein, ich will niemand sehen, niemand…«

»Ich kann Sie nicht allein lassen, Madame. Das geht nicht.«

»Es wird schon gehen.«

»Das kann ich nicht verantworten. Legen Sie sich ein wenig hin, versuchen Sie zur Ruhe zu kommen…«

»Ich bin ruhig.«

Der Arzt sah sie an. »Oui, Sie sind ruhig, aber es ist eine Ruhe, die mir nicht gefällt, und deshalb wäre ich beruhigt, wenn ich jemand in Ihrer Nähe wüßte.«

Fredon war bekannt, daß die Grandes hier auf dem »Chateau Pasteur« praktisch allein lebten. Sie hatten keine Kinder und verbrachten die Zeit in der wie ein kleines Schloß gebauten Villa fürstlich, umgeben von einem riesigen Park, den zwei Gärtner in Ordnung hielten. Das Anwesen war so groß, daß zu diesem Zeitpunkt weder die Gärtner noch die beiden Hausangestellten der Grandes zu sehen waren. Um die Zeit nach dem Mittagsmahl zogen sie sich auf ihre Zimmer zurück. Die lagen in einem anderen Bau.

Außer Madame Grande wußte noch niemand etwas vom Tod des jungen Weingutbesitzers.

»Es sind einige Formalitäten zu erledigen. Ich würde sie Ihnen gern ersparen. Leider fordert die Bürokratie selbst angesichts des Todes und der Trauer ihren Tribut.«

Lorette Grande konnte den Blick nicht von ihrem Mann wenden. »Er liegt da, als ob er schlafen würde. Genauso hat er sich vorhin hingelegt.«

Das stimmte nur noch bedingt.

Henris Hemd war vom Oberkörper gezurrt. Dr. Fredon hatte sofort eine Herzmassage eingeleitet und der Ärmel des linken Arms war noch hochgekrempelt, und die Einstiche der Injektionsnadel in die Vene deutlich zu sehen…

»Er lebt, er kann nicht tot sein…«

»Man wird den Tod nie verstehen, Madame. Man kann nicht fassen, daß jemand, den man sehr liebt, einfach von einem gehen kann, ohne wiederzukommen… Es kommt sogar Zorn auf bei dem Gedanken, daß dieser Mensch auf seiner großen Reise den Partner quasi im Stich läßt…«

Lorette Grande nickte. Das stimmte. Fredon beschrieb genau ihre Gefühle.

»Du lebst, Henri, ich fühle es…« Sie redete wie in Trance. »Komm, schlag die Augen auf, sieh mich an! Werd endlich wach… bewegt er nicht die Augenlider, Doktor?«

»Nein, Sie irren, Madame.«

›Sie irrt nicht!‹ schrie es da in Henri Grandes Bewußtsein. Sie hat völlig recht! Ich höre euch sprechen… aber ich kann mich nicht bemerkbar machen, keinen Finger rühren, nicht mal die Augenlider anheben… ich lebe! Ich bin nicht tot! <

*

Doch niemand hörte seinen verzweifelten Aufschrei.

Panik erfüllte ihn.

Sie hielten ihn für tot. Er konnte sich nicht melden, nicht sagen, was er wirklich empfand.

Sie würden ihn lebendig begraben…

Er durfte nicht daran denken, um nicht den Verstand zu verlieren.

Vielleicht würden sie es doch noch merken.

Der Gedanke daran ließ ihn ruhiger, besonnener werden.

Henri Grande überdachte seine seltsame Lage…

Vor seinem geistigen Auge rollte noch mal wie ein Film der ganze Verlauf der letzten Minuten ab.

Er war nach Hause gekommen. Alles war so gewesen wie immer, der Tisch gedeckt, eine Karaffe mit Wein, leise Musik: Lorette und er im Speisezimmer. Sie unterhielten sich und sprachen über die Fahrt nach Paris, die sie am Wochenende machen wollten. Dann griff er – wie immer mittags – nach der Zeitung und las ein wenig darin.

Die Augen wurden ihm schwer, er schlief ein.

Aber dieser Schlaf war anders. Er merkte, daß etwas mit ihm geschah. Er sackte ab, wie in einen Schacht und wollte um Hilfe rufen, aber kein Laut kam über seine Lippen.

Dann hörte er einen Schrei.

Lorette!

Sie beugte sich über ihn, rief mehrere Male seinen Namen, schüttelte ihren Mann und wollte ihn wecken.

Aber – er wachte nicht mehr auf! Er bekam zwar jeden Laut mit, konnte aber nicht mehr reagieren. Da begriff er, daß dies der Tod war. Während er schlief, war er gestorben. Herzschlag! Dabei hatte er alles für seine Gesundheit getan…

Und Henri machte eine neue Erfahrung.

Über den Tod hinaus – konnte man denken und nahm Eindrücke in sich auf. Man konnte nur keine Reaktion mehr zeigen…

Es schmerzte ihn, als er fühlte und hörte, wie Lorette um ihn trauerte. Er hatte sie allein gelassen. Von einer Sekunde zur anderen

hatte sich ihr Leben geändert. Er wollte ihr zurufen, daß dies alles halb so schlimm war, daß seine Persönlichkeit weiterexistierte – als er auf einen anderen Gedanken kam, nachdem der Arzt ihn untersucht hatte.

Vielleicht übersah Fredon einen wichtigen Punkt. Alle körperlichen Abläufe waren auf ein Minimum herabgesunken und wurden von ihm nicht mehr registriert. Sein Herz schlug möglicherweise so schwach, daß man es nicht mehr hören konnte. Aber sein Hirn funktionierte noch – er konnte denken und hören… und die Panik, daß alle seine vorangegangenen Gedanken über den Tod falsch sein könnten, quälte ihn wieder.

Er hörte, wie sich ihre Schritte entfernten.

Lorette und Dr. Fredon verließen das Wohnzimmer. Die Tür klappte ins Schloß.

Und Henri lag noch immer unbeweglich da, steif und starr wie ein Brett. Jeder glaubte, er wäre tot.

Aber dies alles war erst der Anfang.

Er durfte nicht verzweifeln.

Drei Tage mußte eine Leiche aufgebahrt sein, und erst dann wurde sie zur Bestattung freigegeben.

Vielleicht änderte sich bis dahin etwas an seinem schrecklichen Zustand, und er konnte doch rechtzeitig auf sich aufmerksam machen, ehe sie ihn in der Familiengruft der Grandes beisetzten…

*

Während er notgedrungen dalag und über sein eigenwilliges Schicksal nachdachte, machte er eine weitere Erfahrung.

Er verlor – wie im Traum – jegliches Gefühl, für die Zeit. Es wäre ihm unmöglich gewesen’ jetzt zu sagen, ob er bereits seit einer Stunde, einer Minute oder gar einen ganzen Tag hier lag…

Wann hatten sich die Schritte Lorettes und des Arztes entfernt?

Wenn wirklich so viel Zeit vergangen war – warum kam Lorette nicht noch mal ins Zimmer zurück, um nach ihm zu sehen?

Lorette…

Ohne eigentlichen Grund kam plötzlich Mißtrauen gegen sie auf. Das war ihm fremd.

Er war einen Moment überzeugt davon, daß ihre Trauer nicht echt sein könnte. Sie hatte sich – im Beisein von Dr. Fredon – erstaunlich gut unter Kontrolle gehabt…

Ob da etwas nicht stimmte?

Draußen klappte die Haustür. Sein Gehör war hochempfindlich. Ihm entging nicht das feinste Geräusch.

Wenn er jetzt nur sehen könnte, wohin sie sich begaben, wenn er

nur bei ihnen sein könnte, um…

Da ging es wie ein Ruck durch sein Bewußtsein.

Etwas löst sich von ihm. Ein heller Blitz, der die Dunkelheit spaltete.

Es war, als würde im gleichen Augenblick ein neuer Sinn geboren. Er registrierte auf eine Art Dinge und seine Umwelt, die er so noch nicht wahrgenommen hatte.

Unten war plötzlich oben. Schwerelosigkeit wie im Weltraum. Und dann sah er sich.

Er lag auf der Couch, bleich und reglos. Er schwebte über seinem Körper.

Erschrecken und Triumph erfüllten ihn und hielten sich die Waage.

Von diesen Eindrücken hatte er schon gelesen.

Menschen, die klinisch tot waren, hatten später – als man sie wieder zum Leben zurückrief – davon berichtet.

Erlebnisse im Augenblick des Sterbens. Man sah seinen Körper von oben, über dem man schwebte…

Die Seele, der Geist existierte weiter!

Dieser Gedanke erfüllte ihn mit einer solchen Freude, daß er aufjubelte. Aber es war nichts zu hören. Sein Jubel vollzog sich in endloser Stille.

Er war wieder beweglich. Nicht sein ursprünglicher Körper, der nur eine leere, reglose Hülle war. Ein neuer Körper – einer aus Geist, gehörte ihm.

Und die Gedanken – waren das Transportmittel, mit denen er sich jäh an diesen und jenen Punkt versetzen konnte.

Er dachte an Lorette – und sah sie.

Sie stand draußen in der Halle, die Hand am Telefon und wählte eine Nummer. Er wußte, wen sie anrief, noch ehe der Vorgang abgeschlossen war: Josephine, ihre Schwester.

Mit tonloser Stimme sagte sie, was sich ereignet hatte.

»Fahr gleich los, wenn du es irgendwie einrichten kannst… Ich kann nicht allein sein, nicht in dieser Minute… ich kann nicht länger sprechen, entschuldige…« Lorette Grandes letzte Worte waren kaum noch zu vernehmen. Sie gingen im Schluchzen unter, und dann begann sie haltlos zu weinen. Alle Schranken fielen.

Unendliche Trauer erfüllte Henri Grande.

›Du brauchst dir keine Sorgen zu machen‹, sagte er. Er stand direkt neben ihr, ihn dauerte ihr Zustand. ›Es geht mir gut, ich habe keine Schmerzen… Ich fühle mich wunderbar…‹ Aber sie hörte ihn nicht.

Er streckte seine Hand nach ihr aus und fuhr ihr sanft über das dunkle, seidig schimmernde Haar.

Aber sie spürte seine Berührung nicht.

Eine unüberwindbare Mauer bestand zwischen ihnen. Es war die

Barriere zwischen Leben und Tod.

Lorette hatte aufgelegt. Haltlos schluchzte sie, ließ den Tränen freien Lauf und ging dann wankend in das große, luxuriös eingerichtete Wohnzimmer zurück, in dem die Leiche noch immer lag.

Wie in Trance näherte sie sich dem Toten, blickte ihn aus leeren Augen an, brach dann vor ihm in die Knie und umarmte ihn.

»Henri…«, wisperte sie erschüttert. »Henri – komm wieder! Laß mich nicht allein… Laß die alles nur ein Irrtum sein!«

>Es ist ein Irrtums hörte er sich sagen, aber wiederum reagierte sie nicht.

Ob sich diese makabre Situation bei jedem Sterbenden einstellte – oder war sie ein einmaliger Fall?

Er, Henri Grande, war einfach gestorben. Die Todesursache stand noch nicht fest.

Aber *er* war frei, nicht ohne Bewußtsein und bekam alles mit, was sich ringsum abspielte, ohne allerdings auf seine Anwesenheit aufmerksam machen zu können.

Er konnte hier und anderswo sein und zwar im gleichen Moment, in dem er daran dachte. Dem Geist waren – im Vergleich zum Körper – keine Grenzen gesetzt.

Und während er das noch dachte, lockerte sich seine Umgebung auf seltsame Weise auf.

Er sah seinen toten Leib nicht mehr, nicht mehr das Zimmer, in dem er lag, und nahm Lorette nicht mehr wahr.

Er mußte daran denken, wie das wohl bei seinem Vater und seiner Mutter gewesen war, die beide vor einigen Jahren starben.

Seine Mutter schon vor zehn Jahren, sein Vater vor einem Jahr…

Da war er auch schon außerhalb des Hauses, draußen im Garten.

Er blickte sich um, sah die Bäume mit den gelben und roten Blättern und das Laub, das der kühle Wind durch den Park wehte.

Und hörte eine Stimme.

»Henri?« fragte sie. Dann ein leises Lachen. »Auf den kann ich stolz sein, Claude. Er hat das Geschäft fest im Griff. Ich denke da viel zu altmodisch. Ich hatte den Schwung verloren und die Fähigkeit, etwas zu riskieren. Nein, ich kümmere mich um gar nichts mehr. Die paar Jahre, die ich noch zu leben habe, genieße ich. Ich tu mal all das, wofür ich früher keine Zeit hatte. Ich gehe viel spazieren, lese, besuche alte Freunde oder lade sie zu mir ein. So, wie dich zum Beispiel, Claude…«

Die Stimme kam näher.

Henri Grandes Geist, der körperlos durch die Luft schwebte wie ein Hauch und dennoch mit allen Sinnen reagierte, wollte nicht wahrhaben, was er sah und hörte.

Zwei Dinge waren es, die ihn verwirrten und ratlos machten.

Die Jahreszeit stimmte nicht – es war Sommer und nicht Herbst. Aber die Blätter hatten sich verfärbt und fielen…

Und die Stimme, die er hörte, war die seines Vaters.

Der aber war vor einem knappen Jahr gestorben…

*

Er kam aus den Überraschungen nicht mehr heraus.

Er war erregt und konnte keine Erklärung für all das finden. Die Dinge überstürzten sich, Zeit und Raum waren für einen vom Körper losgelösten Geist offensichtlich bedeutungslos.

Und bedeutungslos wurde merkwürdigerweise jetzt auch das, was noch für ihn lebte. Lorette zum Beispiel. Er merkte, wie er sich von ihr löste, wie seine Gedanken abschweiften, obwohl er seine Frau innig liebte.

Er begriff, daß die Zeit der Trennung gekommen war. Er mußte Abschied nehmen von ihr. Dies schmerzte, doch der Schmerz und die Sehnsucht ließen schon nach. Er löste sich von dieser Welt und ging mehr und mehr in die andere ein, die ihre Rätsel und Geheimnisse hatte. Er war praktisch in ein anderes Dasein hineingeboren worden. Eins ging zu Ende, das andere begann…

Er tauchte an der Stelle auf, von der er die Stimme gehört hatte.

Und dann sah er seinen Vater.

Groß, dunkelhaarig, nur die Schläfen waren leicht angegraut. Ein Mann Ende vierzig, der aber jünger wirkte.

Er war braungebrannt, ging aufrecht, auch wenn er aus Angewohnheit seit Jahren schon einen Spazierstock benutzte.

Der alte Herr des ›Chateau Pasteur‹ überquerte den belaubten Rasen. An der Seite des Mannes ging ein zweiter.

›Onkel Claude!‹ reagierte Henri Grandes Bewußtsein überrascht.

Er trug einen altmodischen, karierten Anzug.

Henri Grande konnte sich nicht erinnern, Claude jemals anders als in karierten Anzügen gesehen zu haben. Das hatte ihm den Spitznamen, ›Sherlock Holmes‹ eingebracht. Onkel Claude liebte karierte Anzüge mit Hosen, die unterhalb der Knie endeten, sogenannten ›Knickerbockern‹…

Herbst letzten Jahres! Wie ein elektrischer Impuls ging es durch Henri Grandes Bewußtsein:

Besuch von Onkel Claude. Sein letzter. Drei Wochen nach diesem schönen Herbsttag entdeckte man bei Philipe Grande die tödliche Krankheit. Eine Operation war nicht mehr möglich. Man schickte ihn nach Hause und sagte ihm die Wahrheit. Philipe Grande ertrug sie mit Würde wie alles bisher in seinem Leben. Er kämpfte gegen die Krankheit mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln an. Aber

sein eiserner Wille allein genügte nicht. Die Krankheit war stärker und besiegte ihn. Vier Wochen nach der Untersuchung im Krankenhaus starb Philipe Grande.

Aber dieser Tag, an dem er mit Claude durch den Garten spazierte, lag vor seinem Tod, war keine Einbildung und kein Wunschbild.

Dies ist wirkliche Vergangenheit, pulsierte es in Henris Bewußtsein. Ich werde jetzt – im nachhinein – Zeuge von Dingen, die sich tatsächlich ereignet haben. Ich habe meine eigene Zeit verlassen, ich erlebe einen Tag in der Vergangenheit, einen Tag, der sich vor neun Monaten so und nicht anders abgespielt hat!

Wenn es so war, wie er vermutete, dann mußte auch seine gesamte Umgebung jetzt in dieser Vergangenheit liegen.

Die Büsche und Bäume im Park zeigten sich im Herbstkleid. Die Rosen vor dem Haus waren schon geschnitten, aber vorhin, als er noch lebte, standen sie voll in der Blüte. An diesem Tag vor neun Monaten war Lorette nicht zu Hause gewesen! Sie hielt sich bei einer Freundin auf… Wenn dieser Augenblick wirkliche Vergangenheit war und nicht Bilder der Erinnerung, dann durfte jetzt keine Leiche im Haus liegen und keine in Tränen aufgelöste Lorette…

Der Gedanke und die Tat erwiesen sich wieder als eine untrennbare Einheit.

Die Eindrücke außerhalb des Hauses erloschen wie eine Kerzenflamme. Das Interieur wurde wieder sichtbar.

Leer die Couch und das Wohnzimmer. Keine Spur von Lorette Grande.

Der Blick des nur noch geistig anwesenden Henri Grande fiel auf den Kalender.

Er zeigte den 24. Oktober des letzten Jahres…

*

Es war also genau so, wie er es vermutete.

Wie ein Fieber ergriff ihn die Erregung, als ihm bewußt wurde, welche Möglichkeiten sich ihm eröffneten.

Reisen in Zeit und Raum! Wie lästig, wie schwerfällig war der Körper, war das Leben. Das eigentliche Leben begann erst jetzt!

Er schwebte hinaus, er wollte die beiden Männer aus der Nähe sehen. Vor allem seinen Vater. Ihn sprechen hören, bei ihm sein…

Ob es möglich war, mit ihm Kontakt aufzunehmen?

Vielleicht waren die Bedingungen für seine geistige Existenz in der Vergangenheit anders als in der Gegenwart. Er mußte es ausprobieren.

Erregung packte ihn.

Er wußte später nicht mehr zu sagen, ob es vielleicht die Eile war, in der er nach außen wollte oder ein anderer, ihm bisher unbekannter

Einfluß, der sich auswirkte.

Helligkeit hüllte ihn plötzlich ein.

Er merkte, daß er sich nicht mehr so bewegen konnte, wie er wollte. Er wurde getrieben, irgendwo hingerissen wie ein Blatt im Wind.

Ungeheure Kräfte packten ihn, wurden freigesetzt. Er hörte Geräusche und Stimmen, wie nie zuvor in seinem Leben: Einen Moment glaubte er sich gefangen wie in einer riesigen Kugel, die sich rasend schnell drehte und durch die Luft geschleudert wurde. Eine andere Sphäre umgab ihn. Hier gab es Farben, die er mit seinen Augen noch nie gesehen hatte, die sein Bewußtsein aber registrierte, als hätte er neue Sinne erhalten.

Henri Grande war in einer anderen Welt.

Er war verwirrt und neugierig zur gleichen Zeit. Was erwartete ihn nun? Wieder drängte sich dem Toten der Vergleich mit einem Neugeborenen auf. Auch er wurde in eine Welt gesetzt, von der er nichts wußte. Der Urschrei… vielleicht war er ein Zeichen von Angst, von Widerspenstigkeit, in diese Welt geboren zu werden? Aber dann gewöhnte man sich nach und nach an die neue Umgebung und vergaß die Welt, aus der man gekommen war. Und allmählich wuchs man in die Welt der Menschen, gehörte zu ihnen und schlug Wurzeln wie ein Baum.

Am Anfang aber war alles neu, ungewohnt – und erschreckend.

Wie diese Situation…

Die Bewegung hörte so plötzlich auf, wie sie begonnen hatte.

Eine neue Umgebung schälte sich aus dem hellen Licht, das verschwand.

Bäume, Büsche, ein weites flaches Land, das Ähnlichkeit mit der Landschaft zu Füßen der Jura-Berge hatte. Aber es war nicht der Jura…

Er kam nicht mehr dazu, sich zu orientieren.

Schritte und leise Stimmen. Irgendwo im Gebüsch knackten ein paar Äste.

Da hielten sich zwei Männer auf!

Henri Grande war im nächsten Moment bei ihnen.

Er nahm sie aus nächster Nähe wahr.

Sie waren beide groß und blond, Kämpfer und Abenteurer, auf den ersten Blick auch nicht unsympathisch.

Aber warum versteckten sie sich hier im Gebüsch? Wen oder was beobachteten sie?

Henri Grande richtete seine Sinne auf die flache, mit Erdhügeln durchsetzte Landschaft, die jenseits der Buschgrenze begann.

Dort vorn lag eine Farm. Einige Fenster im Wohnhaus waren erleuchtet. Silhouettenhaft zeichneten sich die Körper der Menschen

ab, die auf dem Hof oder im Haus zu tun hatten.

In der Ferne bellte ein Hund. Er lief zum Gattertor und kläffte in Richtung der dunklen Buschreihen, hinter denen die beiden Fremden sich verbargen.

Spürte das Tier die Nähe der Beobachter?

Henri Grande hörte eine Stimme. Der eine der beiden im Versteck Befindlichen sprach. Er hatte eine dunkle, angenehme Stimme, und sein blondes Haar leuchtete aus der Dunkelheit. Der Sprecher trug abgewetzte Jeans und ein verschmutztes, zerschlissenes Hemd, das ihm zu eng war! Darunter zeigte sich der braungebrannte muskulöse Oberkörper, der die Kraft, die in diesem Leib steckte, ahnen ließ.

Unwillkürlich drängte sich Henri Grande ein Vergleich auf, den er von nun an beibehielt. Einer der beiden Männer – und das war der Sprecher – erinnerten ihn auf frappierende Weise an Edgar Rice Burroughs ›Tarzan‹.

»Es ist wie damals, als ich wegging«, flüsterte ›Tarzan‹ erregt. »Oder besser gesagt, als ich durch die Men in Black gezwungen wurde, die Heimat zu verlassen. Das war 1950… jetzt schreiben wir den 20. Juni 1956, Björn, es sind in dieser Zeit offiziell sechs Jahre vergangen. Was werden sie dazu sagen, wenn sie mich sehen? Ich war fast zwanzig Jahre fort, habe mich verändert, aber für alle, die mich kannten, sind erst sechs Jahre vergangen…«

Henri Grande hörte die Worte, begriff aber nicht ihren Sinn.

Das war ein Widerspruch in sich.

Der andere sprach. Auch er war blond und hatte gewisse Ähnlichkeit mit dem Sprecher zuvor, was wahrscheinlich durch die Größe, die Haarfarbe und das markant geschnittene, männliche Gesicht hervorgerufen wurde.

»Du brauchst dich noch nicht sehen zu lassen, Harry… Prüf alles genau, sei du zunächst der Beobachter, freue dich darauf, jene Menschen zu sehen, die du so lange entbehren mußtest. Vielleicht kömmt dann das andere von selbst. Vielleicht kommt der Moment, in dem du den Mut findest, dich zu zeigen, jemand anzusprechen, von dem du Vertrauen und Verständnis erwarten kannst. Deine Gesichte ist ungewöhnlich. Außenstehende würden sie dir nicht glauben. Aber die Menschen, die dich lieben. Vor sechs Jahren bist du verschwunden…, wenn du jetzt wieder auftauchst, wird es wie ein Wunder für alle sein. Ein Wunder, daß du überhaupt noch am Leben bist, ein Wunder, daß du dich so sehr verändert hast. Mehr als zwanzig Jahre – das ist eine lange Zeit. Du hast die Menschen, mit denen du immer zu tun hattest, im Alter eingeholt oder – wenn sie um vieles jünger waren – im Verhältnis weit überrundet. Sechs Jahre sind seit deiner Entführung vergangen. In dieser Zeit ist manches passiert, haben sich Lebensweisen und Strukturen verändert. Geh, vorsichtig zu

Werke, übereile nichts. Es ist in deinem eigenen Interesse…«

Der Mann, den der Tarzan-Typ mit ›Björn‹ angesprochen hatte, sagte dies alles sehr ernst.

Der andere lachte leise. »Uns haben Abenteuer in Xantilon, die Entführung durch die Männer in Schwarz, der UFO-Absturz und die tödliche Bedrohung durch den grausamen Druiden nicht umbringen können. Wir haben es geschafft, in verhältnismäßig kurzer Zeit von Irland nach Amerika zu kommen. Das macht uns so schnell keiner nach.«

Die Worte, die sie noch miteinander wechselten, klärten den unsichtbaren Anwesenden über einige Besonderheiten auf.

Da waren zwei Männer aus Irland geflohen. Ohne Papiere, ohne Geld. Sie hatten sich eine Zeitlang in der fernsten Vergangenheit der Erde aufgehalten auf einem Urkontinent, dessen Name er noch nie zuvor gehört hatte. Xantilon…

Ein UFO, in dem sich eine Besatzung der rätselhaften Männer in Schwarz befunden hatte, brachte sie in das Jahr 1956. Das UFO stürzte ab. Die Männer in Schwarz wollten sich damit ihrer beiden blinden Passagiere entledigen. Das ging schief. Die beiden überlebten, fanden Unterschlupf bei einem irischen Fischer und verließen am Morgen des nächsten Tages die abseits gelegene Hütte.

Ohne größere Schwierigkeiten reisten sie – wiederum als blinde Passagiere – auf den Puffern eines Eisenbahn-Waggons nach Dublin. Mit Macabros' Hilfe war es ein leichtes, an Bord eines Frachtflugzeugs zu gelangen, in dem sie sich verbargen.

Harry Carson war gerade von der Tatsache, daß sein Begleiter so schnell, einfallsreich und offensichtlich unverwundbar war, so fasziniert, daß er diese Punkte noch mal erwähnte.

Innerhalb von nur zwei Tagen war es den beiden blonden Männern gelungen, Harry Carsons Heimat aufzusuchen. Seit dem frühen Abend versteckten sie sich hier. Die Farm dort vor ihnen in der Talsenke war die ›Carsons Farm‹, sie gehörte Harrys Eltern, die vor sechs Jahren ihren einzigen Sohn aufgrund nie geklärter Umstände verloren. Daß er den geheimnisvollen Men in Black in die Hände gefallen war, konnten sie nicht ahnen. Henri Grande erfuhr Dinge, mit denen er zunächst nicht viel anfangen konnte. Doch dann kristallisierte sich das eine und andere heraus, er machte neue Erfahrungen, archivierte das Gehörte in seinem Bewußtsein und begriff, daß er mit zwei Menschen zusammengetroffen war, die irgend etwas mit seinem Schicksal zu tun hatten.

Sie waren – wie er – in die Vergangenheit geraten.

Man schrieb das Jahr 1956.

War es ein Zufall, daß er auf sie gestoßen war? War es Fügung? Was verband ihn eventuell mit diesen Menschen, deren Weg er

kreuzte?

Er wußte es nicht.

Aber er hoffte, es noch zu erfahren.

So blieb er in der Nähe der beiden Fremden, die ihn faszinierten.

Der eine, den Harry Carson mit dem Namen ›Björn‹ ansprach und von dem er soviel Sonderbares zu erwähnen wußte, trug ein Schwert bei sich, dessen kostbarer Griff in der Dunkelheit funkelte wie geschliffene Diamanten.

Henri Grande beobachtete seine Umgebung genau.

Vielleicht wurde hier ein Film gedreht, denn die Dinge, die er zu hören bekam, paßten nicht so recht in die Wirklichkeit.

Aber was war das schon – Wirklichkeit?

Ein relativer Begriff. Seine Wirklichkeit war eine andere als die Lorettes zum Beispiel, als die jener Männer, in deren Nähe er weilte und die dennoch nichts von seiner Anwesenheit merkten.

Er ›stand‹ vor ihnen und versteckte sich nicht mal vor ihren Blicken.

›Stand‹ er wirklich – oder schwebte er?

Nicht mal das konnte er richtig in seine neue Wirklichkeit plazieren. Es gab deren viele, und er hatte das Glück, gleichzeitig zwei Ebenen zu überblicken.

Es war dies seine eigene, unsichtbare und geistige Existenz und die offenbar körperliche jener beiden Männer, allerdings in einer Zeit, die vom Tag seines Todes aus als Vergangenheit bezeichnet werden mußte. Dies war weder die Gegenwart für ihn noch für die beiden anderen. Auch sie stammten aus einer anderen Zeit.

Welche Bedingungen hatten den ›Sturz‹ in die Vergangenheit ermöglicht? Und was ging hier vor?

Harry Carson ließ noch einige Minuten vergehen. In dieser Zeit sprachen die beiden Männer kein Wort miteinander.

Die Dunkelheit nahm zu, drüben auf der Farm wurde es merklich ruhiger.

Nur der Hund zeigte sich hin und wieder am Zaun, lief unruhig hin und her und schnupperte aufgeregt in der Luft herum.

Aus dem Haus kam eine Gestalt.

Eine Frau. Ihr scharfer Zuruf hallte durch die Dunkelheit.

»Pidger! Was ist denn los? Du rennst und jaulst hier rum, als ob jemand heiße Kohlen ausgeschüttet hätte. Da ist doch niemand…«

Harry Carson schluckte, als er drüben im Halblicht die Silhouette der Frau sah.

»Carol«, murmelte er. »Das ist Carol – meine ältere Schwester. Sie muß jetzt…« er zögerte einen Augenblick, »… sechsundzwanzig sein. Damals war sie zwanzig und ich achtzehn und…« Wieder stockte er. Er schluckte, als würge ihn ein Kloß im Hals. »Die Differenz zwischen

den sechs Jahren hier und den zwanzig Jahren in Xantilon haben aber bewirkt, daß ich nun der ältere bin…«

Er wirkte seltsam ernst und nachdenklich.

Es gelang Carol, den Hund zu beruhigen, der daraufhin davontrottete.

Harrys Schwester blieb eine Weile am Zauntor stehen, starrte gedankenverloren in die Nacht und wandte sich dann ab.

Harry Carson wäre am liebsten aufgesprungen, seiner Schwester entgegen, hätte ihren Namen gerufen… Doch er riß sich zusammen. Es war ihm anzusehen, wie schwer es ihm fiel.

Dann, als die Luft rein war, erhob er sich. »Ich werde es versuchen. Ich kann nicht nur herumsitzen und hinüberstarren. Dazu bin ich schließlich nicht hierhergekommen. Er muß eine Entscheidung gefällt werden.« Es nickte seinem Begleiter zu. »Ich glaube, es war doch keine gute Idee«, fügte er dann leise hinzu. »Es war keine gute Idee, die Geister der Vergangenheit zu beschwören. Die Probleme fangen jetzt erst an…«

Er löste sich aus dem Kernschatten des Gebüschs und näherte sich dann langsam und unwillkürlich geduckt dem beleuchteten Farmhaus.

Macabros blieb zurück.

Henri Grande überlegte noch, ob er warten oder dem Davongehenden folgen sollte.

Die Neugier, was Harry Carson vorhatte, war stärker – und schon befand Grande sich in der Höhe des Gattertors und sah Harry Carson auf sich zukommen…

*

Sie begriff die Stunden, die vergingen nicht bewußt und schien überhaupt nicht zu leben. Alles, was sie tat, erledigte sie mechanisch.

Lorette Grande kümmerte sich um die Formalitäten, tätigte bis zum frühen Abend zahlreiche Anrufe und informierte ihre Eltern, Verwandte und Freunde. Ihre Schwester Josephine traf ein, als die Hauptarbeit in dieser Hinsicht schon geleistet war.

Die Angestellten waren informiert. In Arbois hatte sich die Nachricht vom Tod des jungen Weingutbesitzers wie ein Lauffeuer verbreitet.

Das Telefon stand nicht mehr still. Brigitt, eine Hausangestellte und Josephine, Lorettes Schwester, nahmen die Anrufe entgegen.

Dr. Fredon Heß es sich nicht nehmen, am frühen Abend noch mal in das ›Chateau Pasteur‹ zu kommen.

Das großzügig gestaltete Wohnhaus und die Nebengebäude erinnerten an ein kleines Schloß. Seinen Namen hatte das Anwesen durch einen Vorfahren Henris erhalten, der ein großer Freund und

Verehrer des Forschers Louis Pasteur gewesen war und der hier ein- und ausging. Er hatte sein eigenes Zimmer und eine kleine Bibliothek mit wissenschaftlichen Büchern. Das Chateau war eine Zeitlang sein Zuhause gewesen.

Als er starb, nannte Henris Vorfahre ihm zu Ehren das Haus ›Chateau Pasteur‹ – und so hieß es bis auf den heutigen Tag. Jedermann in Arbois kannte diesen Namen.

Dr. Fredon verabreichte Lorette Grande eine Kräftigungsspritze und bat sie, sehr früh zu Bett zu gehen. Die zweiunddreißigjährige Witwe versprach dies zwar, hielt sich aber nicht daran. Es schien, als könne sie nur in ständiger Aktivität die Zeit füllen. Sie fürchtete sich davor, ins Bett zu gehen. Eine Schlafspritze lehnte sie ab. Dr. Fredon verließ nachdenklich das Haus und versprach, am späten Abend nochmal nach ihr zu sehen. Lorette Grandes Zustand gefiel ihm nicht.

Bevor Fredon ging, nahm er Abschied von dem Toten.

Auf der anderen Seite des Parks, umgeben von uralten Eichen und Buchen, stand die kleine Hauskapelle, der sich die Familiengruft anschloß.

In der Kapelle war die Leiche aufgebahrt. Sie war von Blumen und Kränzen umgeben, die in der Zwischenzeit aus allen Teilen der Stadt gebracht wurden.

Die Angestellten und Verwandten nahmen die Blumen entgegen. Lorette Grande trat nicht in Erscheinung, sondern hielt sich zurückgezogen im Haus auf.

Sie hätte es nicht verkraftet, jetzt schon die Kondolenzbezeigungen entgegenzunehmen.

Mit Einbruch der Dunkelheit kehrte mehr Stille ein, obwohl die Zahl der Gäste im Haus höher war als sonst. Lorettes Eltern und Verwandten waren gekommen. Die Gästezimmer waren zur Hälfte belegt. Weitere Trauergäste wurden für die eigentliche Beisetzung, die zwei Tage später sein sollte, erwartet.

Es war Familientradition, die Toten des Hauses Grande in der kleinen Kapelle bis zum Tag der Grablegung aufzubahren. Abwechselnd übernahm aus dem Kreis der Verwandten und Freunde einer die Totenwache.

Als Dr. Fredon gegen acht noch mal ins Haus kam und Lorette Grande eindringlich riet, sich zur Ruhe zu begeben, lehnte sie kategorisch ab und bestand darauf, in der ersten Nacht die Wache zu halten. Fredon bot alle Überredungskunst auf. Vergeblich!

So kam es, daß eine Stunde später die blasse, ganz in Schwarz gekleidete Lorette Grande das Haus verließ und den schmalen Weg zwischen den Bäumen Richtung Kapelle ging, deren Gemäuer sich kaum aus der Dunkelheit abhob.

Hinter den bleiverglasten Fenstern war der unruhige, schwache

Lichtschein der Kerzen zu erkennen, die dort brannten.

Lorette Grande wirkte in der enganliegenden, hochgeschlossenen schwarzen Kleidung noch schmaler und zierlicher als sonst.

Sie blieb kurz vor der massiven Holztür mit den Eisenbeschlägen stehen und atmete tief durch.

Es war eine wunderbare Sommernacht, sternenklarer Himmel, noch sehr warm. Eine Nacht für das Leben – aber nicht für den Tod!

Die junge Frau drückte die schwere Klinke hinab.

Halbdunkel umgab sie. Vor ihr war ein Blumenmeer, dazwischen der offene Sarg mit dem Toten. Die großen Kerzen in den silbernen Ständern flackerten, als der Luftzug sie traf. Gespenstisch wirkte das Licht- und Schattenspiel an der gewölbten, mit einem Fresko bemalten Decke und den hellen Wänden, an denen Bilder des Kreuzweges hingen.

Die Familie Grande war stets sehr gläubig gewesen.

Neben dem Kopfende des Sarges stand ein gepolsterter Stuhl. Davor stand ein älterer Mann, ein Onkel Henris, der sofort nach Arbois gereist war, als man ihm die Todesnachricht überbrachte.

Stumm trafen sich die Blicke des Alten und der jungen Witwe.

Lorette nickte. »Ich nehme deine Stelle ein. Vielen Dank, daß du bei ihm gewacht hast…«

»Wie lange wirst du bleiben?« fragte der Mann tonlos.

»Die ganze Nacht.«

»Aber – das geht über deine Kraft«, sagte er erschreckt. »Mach keinen Unsinn, Lorette… Es sind soviele im Haus… sie alle werden gern bei Henri bleiben und…«

»Ich bin seine Frau. Ich bleibe in dieser ersten Nacht an seiner Seite. So wurde es immer bei den Grandes gehalten. So wird es auch diesmal sein…«

Man merkte Henris Onkel an, daß es ihm schwerfiel, die Frau allein zu lassen. Er machte sich Sorgen um sie.

Lorette gefiel ihm nicht. Der unerwartete Tod ihres jungen Gatten war ein schwerer Schlag für sie.

Die Ehe war kinderlos geblieben. Außer dem Anwesen und der Arbeit auf dem Besitztum blieb ihr nichts. Würde das Materielle genügend Anreiz für sie sein, darin eine Aufgabe zu sehen?

Jeder im weitläufigen Bekannten- und Verwandtenkreis der Grandes wußte, daß Lorette und Henri sich liebten und eine harmonische Ehe geführt hatten.

Würde sie über den Verlust hinwegkommen?

Onkel Luis blickte sorgenvoll, als er die Trauernde allein in der halbdunklen Kapelle zurückließ.

Auf dem bleichen Gesicht von Lorette Grande spiegelte sich das unruhige Kerzenlicht und schuf ständig neue Formen.

Die Stille umgab sie wie eine Glocke, die sie hermetisch von der Außenwelt abschloß.

Lorette Grande war allein mit dem Toten.

Steif und reglos wie eine Puppe saß sie auf dem Stuhl. Ihre Gedanken drehten sich im Kreis.

Sie atmete langsam und schwach und verdrängte die Müdigkeit, die gierig Besitz von ihr ergriff, je länger die Wache dauerte.

Von außen drang kein Laut herein. Dort im Park lag alles in tiefster Finsternis. Das Wohngebäude war zu weit entfernt, als daß man die Lichter von dort hätte wahrnehmen können.

Stunde um Stunde verrann, langsam und zäh wie Blei. Doch dies wurde ihr nicht bewußt.

Jegliches Leben schien auch aus ihrem Körper gewichen.

Sie wußte nicht, wie es weitergehen sollte ohne Henri.

Sie sah keinen Sinn mehr in ihrem Leben. Alles war öde und leer, belanglos…

Die Kerzen brannten herab. Die erste erlosch.

Lorette Grande bemerkte es nicht.

In ihrer Einsamkeit eingeschlossen, allein mit dem Toten in der düsteren Kapelle, in der nur die Schatten ein eigenständiges Leben zu führen schienen, wurde sie selbst zu einem Gegenstand in der Umgebung.

Die niederbrennenden Kerzen warfen längere Schatten und ließen die unheimlich wirkende Umgebung noch gespenstischer erscheinen.

Zwischen den Schatten dann wieder helle Lichtreflexe an Decke und Wanden – und eine helle, fast kreisrunde Fläche am Fenster.

Als ob ein Gesicht…

Es war eines!

Lorette Grande wurde schlagartig aus ihrer dumpfen Stimmung gerissen.

Draußen vor dem Fenster stand jemand und starrte zu ihr herein!

In dem Moment, als sie das Gesicht bemerkte, verschwand es…

*

Einen Moment saß sie noch da wie geschockt.

Fast hätte sie geschrien. Aber sie besann sich im letzten Augenblick darauf, wo sie sich befand und bekam ihre überreizten Nerven erstaunlich schnell unter Kontrolle.

Sie schraubte sich in die Höhe. Zu einer schnellen Bewegung war sie nicht fähig. Ihr schien es, als würde sie an unsichtbaren Fäden hochgezogen.

Ihre Füße verfingen sich in einem Blumengebinde, und sie strauchelte. Lorette Grande konnte eben den Sturz noch verhindern.

Durch die ruckartige Fußbewegung wurden einigen Blüten die Köpfe abgerissen.

Die Frau starrte noch immer wie gebannt zum Fenster, an dem sie das Gesicht gesehen hatte. Ein fremdes Gesicht, eines, das in ihrem Verwandten- und Freundeskreis nicht vorkam!

Lorette stieß die schwere Holztür auf und trat ins Freie.

Es war kurz vor Mitternacht, der Himmel noch immer wolkenlos und sternenklar.

Bäume und Büsche ringsum erschienen als scharfgezeichnete Silhouetten.

Lorette' wandte sich sofort nach rechts, als sie sah, daß der Rasen menschenleer war, und auch auf dem Pfad, der durch den Park führte, niemand lief.

Hielt der Fremde sich noch im Schatten neben der Kapelle auf? Wer war er und was wollte er?

»Hallo?« rief sie mit gedämpfter Stimme. »Ist da jemand?«

Keine Antwort erfolgte.

Der Platz neben der Mauer war leer.

Dennoch ging Lorette Grande in die Dunkelheit hinein.

Nur wenige Schritte von ihr entfernt ragte der Anbau aus dem Boden, in dem die einige Stufen tiefer gelegene Familiengruft der Grandes untergebracht war.

Der Anbau war fensterlos und nur durch die Kapelle zu erreichen.

Lorette Grande schritt die dunkle Mauer ab, an der wilder Wein emporwuchs.

Die Frau ging um den Anbau herum und erreichte die gegenüberliegende Wandseite, um die Kapelle zu umrunden und nachzusehen, wer sich zu später Stunde auf dem Anwesen herumtrieb.

Eines irritierte sie.

Es war unmöglich, das Grande-Anwesen unbemerkt zu betreten. Tore und die hohe Mauer um das Château Pasteur waren durch eine elektronische Alarmanlage gesichert. Dies war auch heute nicht vergessen worden. Wenn jemand ohne Anmeldung gekommen war – hätte die Alarmanlage anspringen müssen!

Demnach war es doch kein fremdes Gesicht gewesen, das sie gesehen hatte. Hatte ein Besucher sie beobachtet? Sie konnte sich nicht vorstellen, wer so pietätlos sein könnte und…

Da hörte sie das Knacken eines Zweiges.

Das Geräusch hallte wie ein Pistolenschuß durch die nächtliche Stille und ereignete sich direkt hinter ihr.

Lorette Grandes Nackenhaare sträubten sich.

Sie wußte, daß jemand hinter ihr stand – und warf mit leisem Aufschrei den Kopf herum…

*

»Erschrecken Sie nicht!« sagte die Stimme sofort. »Das war nicht meine Absicht.«

Ein Fremder stand vor ihr, untersetzt, dunkelhaarig, und sprach recht gut französisch, wenn ein fremdländischer Akzent auch unüberhörbar war.

Er sprach französisch – wie ein Schweizer…

»Wer sind Sie?« stammelte Lorette Grande erbleichend und wich zwei Schritte zurück. »Wie kommen Sie hier herein? Was wollen Sie von mir?«

»Sie brauchen keine Angst zu haben«, versuchte der Unbekannte seiner Stimme einen vertrauenserweckenden und beruhigenden Klang zu geben. »Ich tue Ihnen nichts. Ich will Ihnen gern Ihre Fragen beantworten. Es geht nur eine nach der anderen…« Er lächelte flüchtig und trat vollends aus dem Schatten, so daß Lorette Grande den Fremden im Sternenlicht besser sehen konnte. »Ich komme aus dem Nachbarland. Offiziell. Aber dort war ich schon lange nicht mehr. Ich möchte ein paar Fragen an Sie richten – einige Fragen, deren Beantwortung Ihr Schicksal mehr beeinflussen kann als alle anderen Ereignisse in Ihrem bisherigen Leben, Madame… Mein Name ist – Friedrich Chancell.«

*

»Friedrich – Chancell?« dehnte sie die beiden Worte. Der Name hatte sichtbare Wirkung auf sie. Ihr Gesicht war ein einziges Fragezeichen. »D-e-r Friedrich Chancell? Der Schriftsteller, der davon berichtet, daß die Erde in prähistorischer Zeit Besuch von Fremden aus dem Kosmos erhielt? Friedrich Chancell, dessen Bücher in viele Sprachen übersetzt wurden? Wenn Sie derjenige sind…«

»Oui, Madame, ich bin der, für den Sie mich halten.«

Sie schluckte. »Ich begreife es nicht… ich begreife heute überhaupt nichts… Etwas ist passiert, was ich nicht verstehe. Die Welt steht auf dem Kopf.« Sie zuckte die Achseln. »Ich begegne einem Mann, dessen Name mir so vertraut ist wie ein Markenartikel, dessen Bücher in meinem Regal stehen. Ich habe Zeile für Zeile mit Interesse, ehrlicher Begeisterung – aber auch gesunder Skepsis gelesen. Sie sind ein weltberühmter Mann, Monsieur… Einige Textstellen in Ihren Büchern sind mitreißend und so überzeugend, daß ich fast daran glaube, es ist etwas dran an dem was Sie geschrieben haben.«

»Es freut mich, wenn es Ihnen gefallen hat. Heute weiß ich, daß ich viele Fehler gemacht habe. Es stimmt leider nicht alles, was ich vermutete…«

»Sie geben also zu, daß Sie ein Scharlatan sind?«

»Nein, Madame. Ich hatte die Gelegenheit, meine Ansichten zu revidieren. Ich habe die Wirklichkeit kennengelernt. Und die ist – weitaus phantastischer als alles, was ich bisher geschrieben habe. Aber dies ist nicht der Ort und der Zeitpunkt, um über meine Bücher zu diskutieren. Daß ich hier bin, hat einen gewichtigen Grund…«

»Den Sie mir sicher jetzt sagen werden. Ich hoffe nur, daß dies alles kein Traum oder eine Halluzination meiner überspannten Nerven ist… Ich begegne Friedrich Chancell, dem Schriftsteller des Ungewöhnlichen, mitten in der Nacht im Park meines Hauses, und er hat mir eine Mitteilung zu machen…«

Ihre Stimme bekam eine eigenwillige Färbung. Es hörte sich fast spöttisch an. Aber die unterschwellige Angst, daß etwas mit ihrem Verstand nicht in Ordnung sein könnte, entging seinem geschärften Ohr nicht.

»Alles, was Sie in diesen Minuten sehen und hören, ist Wirklichkeit. Und es hat seinen Grund, daß ich hier auftauche, daß ich das Gespräch mit Ihnen suche, daß es in dieser Stunde passiert, nicht schon am Mittag oder am frühen Abend – sondern mitten in der Nacht. Wir konnten nicht früher kommen, wir haben die Ausschläge erst später registriert.«

»Wir?« wiederholte Lorette Grande das Wort leise. »Sie sind – nicht allein?«

»Nein, ich habe einen Begleiter dabei. Vielmehr – er hat mich hierher gebracht. Ohne seine Hilfe wäre es nicht möglich gewesen.«

Die Situation nahm immer unwirklichere Formen an.

Erinnerungen stiegen in Lorette Grande auf.

Schlagzeilen in französischen Wochen-Magazinen. Sogar ein Artikel im »Le Figaro« hatte die Leser darüber informiert, daß der ›Autor des Ungewöhnlichen‹, Friedrich Chancell, vor einigen Monaten spurlos verschwunden war.

Er war von seiner letzten Expedition, die ihn vermutlich in die grüne Hölle des Amazonas führte, nicht mehr zurückgekehrt. Vielleicht hatten ihn inzwischen – so wurde vermutet – die Krokodile gefressen oder seine Leiche vermoderte irgendwo im Dschungel.

»Ich könnte Ihnen von Shask und dem Wrack der namenlosen Götter erzählen, mit dem alles angefangen hat«, sagte Chancell unvermittelt und riß sie aus ihren Gedanken. »Aber das würde zu weit führen. Ich bin nicht verschollen, ich lebe! Und wir sind auf der Spur eines Geheimnisses. Auf der Suche danach haben wir ein Phänomen entdeckt, das in vielen Welten Unheil und Vernichtung gebracht hat. Wir haben dieses Phänomen auch hier in Ihrem Garten festgestellt. Und deshalb bin ich gekommen…«

»Und was für ein Phänomen handelt es sich?« Sie fragte es ganz

mechanisch.

»Um ein Ereignis, das eine Spur hinterläßt und auf eine bestimmte Erscheinung hinweist«, sagte er ausweichend. »Ist Ihnen etwas aufgefallen? Ist heute in Ihrer unmittelbaren Umgebung etwas – Außergewöhnliches passiert?«

»Warum… fragen Sie mich – das?« wollte sie mit schwerer Zunge wissen. »Henri… mein Mann… aber was geht Sie das alles an?« Lorette griff sich an die Stirn. Zwischen ihren Augen waren steile Falte entstanden, und ihre Hände zitterten. »Henri starb heute mittag…«

Chancell nickte. »Das tut mir leid«, murmelte er dumpf. »Es tut mir leid, daß Sie das durchmachen müssen – und daß auch ich jetzt noch Ihren Weg kreuze, ist fast unerträglich für Sie. Woran starb Ihr Mann? Verzeihen Sie diese Frage, aber die Antwort darauf kann bedeutungsvoll sein…«

»Bedeutungsvoll – für wen?«

»Für uns alle. Für Sie wie für mich.«

»Wieso für mich?«

Er atmete tief durch, nahm ihre Hände in die seinen und hielt sie sanft fest. Sie ließ es willig mit sich geschehen und hatte auf eine unerklärliche Weise Vertrauen zu diesem Mann, den sie noch keine fünf Minuten kannte.

»Das was geschehen ist, kann sich jederzeit wiederholen. Hier an diesem Ort ebenso wie anderswo.«

»Wie… kommen Sie darauf, Monsieur?«

»Wir haben Beweise. Wir suchen sie schon lange. Vor langer Zeit wurde ein Volk ausgerottet. Skashs Volk. Er selbst wurde durch magische Tricks zu ewigem Leben verdammt und in Fesseln gelegt, um ewig leiden zu müssen. Durch einen Zufall, auf dessen Einzelheiten ich jetzt nicht eingehen kann, wurde er befreit. Seither weiche ich nicht mehr von seiner Seite. Zusammen mit ihm durchkreuze ich mit der Gläsernen Pyramide die Universen – es gibt derer viele. Alles, was ich Ihnen jetzt sage, klingt wie die Worte eines Verrückten. Ich bin jedoch nicht verrückt, ich kann nur für das, was ich erlebt und begriffen habe, keine anderen Worte finden. Ich kann Sie nur ganz herzlich um eines bitten: mir zu glauben, gleich, was ich auch sage. Das mag schwer sein, aber es gibt keinen anderen Weg. Zum erstenmal auf unseren Irrwegen kreuz und quer durch den Makro- und Mikrokosmos stehen wir einer Situation gegenüber, auf die wir seit Monaten gewartet haben. Es mag sich in Ihren Ohren schrecklich anhören, Madame, aber vielleicht war es der Tod Ihres Mannes, der unsere Spur ausmacht. Vielleicht war es etwas anderes – wir wissen es nicht. Nur Sie, die direkt daran beteiligt war, können uns jetzt helfen…«

Ihr brummte der Kopf von all den Dingen, die sie zwar hörte, aber

nicht verstand.

Woher Gefahr drohte, die keiner richtig einschätzte, von der bis auf wenige Menschen offensichtlich niemand etwas ahnte…

»Woran starb er, Madame?«

»An Herzversagen – lautet die offizielle Version«, antwortete sie, und ihre Stimme klang wie ein Hauch.

»Wer hat dies festgestellt?«

»Dr. Fredon.«

»Kennen Sie ihn gut?«

»Oui.«

»Er ist – verläßlich?«

»Oui, das nehme ich doch an. – Obwohl ich Zweifel habe…«

»Zweifel – woran?«

»An seiner Behauptung, daß Henri an Herzversagen gestorben ist.«

»Ihr Gatte war kerngesund? Er hatte nie irgendwelche Beschwerden?«

»Sein Tod ist ein Rätsel. Er legte sich hin, schlief ein und wachte nicht mehr auf…«

»So etwas gibt es. – Als er tot war – ist dann noch etwas eingetreten?«

Lorette Grande sah ihr Gegenüber aus großen Augen an. »Was sollte noch eingetreten sein?«

»Ich weiß es nicht. Ich frage Sie. Ich sagte Ihnen bereits, daß wir etwas festgestellt haben. Die Spur führt eindeutig hierher.«

»Können Sie mir nicht sagen, was Sie damit meinen? Welche Spur? Was für eine Gefahr ist es, von der Sie sprechen, Monsieur?«

»Es ist eine Gefahr, die mich, die Sie, die alle Gäste in Ihrem Haus jeden Augenblick treffen kann. Ich will Sie nicht ängstigen, Madame. Aber mir bleibt nichts anderes übrig als mit offenen Karten zu spielen. Ich habe vorhin von Skash gesprochen. Er ist Angehöriger eines Volkes, das völlig ausgelöscht wurde. Dieses Volk war einst im Mikrokosmos zu Hause.

Seit er wieder denken und agieren kann, seitdem ihm die Pyramide zur Verfügung steht, ist er auf der Suche nach der Ursache dieser Kraft.

Er hat den Ursprungsort gefunden. Es ist Lemuria. Dort waren in grauer Vorzeit – in den Tagen, als die Erde ein glutflüssiger Brocken war und sich auf dem Planet die ersten Kontinente formten – die ersten Kräfte einer außergewöhnlichen magischen Existenz zu Hause. Diese Existenz war nur von einem einzigen Wunsch, einem gierigen Verlangen erfüllt: alles, was jemals Leben werden wollte, zu beherrschen. Und genauso geschah es!

Die Kraft war erst nur Geist, dann ein luftiges, schließlich wäßriges Etwas, bis es eines Tages einen Körper erhielt. Auf dem ersten

Kontinent der Welt, auf dem geheimnisumwobenen Lemuria wurde er geboren – er – Vontox, der Magier…«

*

Chancell machte eine kurze Pause.

Lorette Grande sagte nichts.

Dann fuhr er zu sprechen fort. »Der Name und die Tatsache als solches, daß es ihn gibt, wird ihnen nichts sagen. Aber seine Aktionen können auch Ihnen nicht verborgen blieben. Shask weiß heute, daß Vontox, der Magier aus Lemuria, daran schuld ist, daß sein Volk ausgerottet wurde, weil es sich nicht beugen wollte. Nichts geschieht, ohne ein Zeichen zu setzen, ohne eine Spur zu hinterlassen, ohne irgendeine Kraft auszulösen… Wir haben die Zeichen geortet, die typisch für Vontox' Aktivität sind, wir sind ihm durch die Dimensionen und Parallel-Weiten gefolgt – und haben hier, in Ihrem Garten, die Kraft entdeckt, die am frischesten ist. Der Tod Ihres Mannes – sollte er auf einen magischen Einfluß Vontox' zurückgehen – kann allein nicht der ausschlaggebende Punkt sein. Was ist danach passiert? Haben Sie irgend etwas gesehen? Oder gehört? Versuchen Sie sich zu erinnern. Es ist wichtig!«

Lorette Grande nickte. »Oui«, murmelte sie. »Ich entsinne mich… da war etwas. Jetzt, wo Sie danach fragen, fällt es mir wieder ein. Ich bemerkte es kurz nach dem Weggehen von Dr. Fredon, als ich wieder ins Wohnzimmer zurückgekehrt war, um mir Henri anzusehen, weil ich nicht glauben wollte, daß der nicht wirklich schläft… Da habe ich ein Licht gesehen. Es war plötzlich da und überstrahlte alles. Der Eindruck währte nur einen Atemzug lang. Ich war im ersten Moment erschrocken, nahm dann aber an, daß diese visuelle Wahrnehmung mit meiner allgemeinen physischen und psychischen Verfassung zusammenhinge.«

»Das war es«, flüsterte Chancell. »Das *muß* es gewesen sein. Wann haben Sie's bemerkt? Können Sie sich an den Zeitpunkt erinnern?«

»Es war einige Minuten nach drei Uhr…«

»Merci«, sagte er da. »Damit können wir etwas anfangen. Wir wissen einiges von Vontox, das Problem ist, daß es noch zu wenig ist, um ihm das Handwerk zu legen. Er hat eine Niederlage erlitten. Nicht in dieser Welt, in einer anderen. In Lemuria, wo er zu Hause ist. Taya und das Volk der Vogelfrauen hat ihm eine empfindliche Schlappe zugefügt. Er ist aus Lemuria geflohen. Seine Spur führt in diese Welt, in dieses Land, in ihren Garten. Ob es nur ein Trick ist, um seinen derzeitigen wirklichen Aufenthaltsort zu vertuschen, entzieht sich leider unserer Kenntnis. Aber wir haben nun einen Anhaltspunkt, an dem können wir anknüpfen.

Ich muß gehen und Skash berichten.«

*

Er entschuldigte sich noch mal für sein nächtliches Auftauchen, für die Unannehmlichkeiten, die er ihr bereitet hatte – und eilte dann quer über den Rasen, hinüber zu dem Gestrüpp, das die andere Seite des Parks erobert hatte und von den Gärtnern unbedingt wieder zurückgeschnitten werden mußte.

Eine halbe Minute stand Lorette Grande da, als wäre sie angewachsen.

Dann ging es wie ein Ruck durch ihren Körper.

Sie begann zu laufen, als ob unsichtbare Hände sie plötzlich nach vorn schieben würden.

Friedrich Chancell verschwand zwischen den Büschen.

Dort hinten war das Paradies der Grande-Kinder gewesen. Dort hatten sie gespielt, in hohlen Bäumen Wohnungen und Verstecke errichtet. Ein alter, ausgetrockneter Teich, den Henri immer herrichten wollte, aber stets wegen anderer wichtiger Arbeiten davon abgehalten wurde, lag dort unten.

An der Mauer stand ein hölzerner Pavillon, der aussah, als käme er aus einem fremden, seltsamen Land.

Doch in dieser Nacht stand dort unten noch mehr.

Lorette Grande begann an ihrem Verstand zu zweifeln, als sie es sah.

Die Französin hielt den Atem an.

Die fliegende gläserne Pyramide, von der Friedrich Chancell gesprochen hatte!

Schattenhaft zeichnete sich der Körper des Mannes ab, der auf die Pyramide zulief.

Das untere Drittel war durchsichtig wie Glas und öffnete sich, als Chancell noch zwei Schritte davon entfernt war.

Zwei, drei Sekunden erlebte Lorette Grande den Blick in eine andere Welt:

Das Innere der Pyramide.

Es war wie ein Palast, lichtdurchflutete Gänge, Treppen und Korridore… Phantastisches Farbenspiel, als würde sie hineinsehen in einen Regenbogen.

Und in der Öffnung eine Gestalt, wie sie noch nie eine in ihrem Leben gesehen hatte.

Ein Skelett, ein Knochenmann!

Er stand aufrecht und bewegte sich.

Um den Hals trug er einen goldfarbenen Umhang, der mit geheimnisvollen roten Zeichen bestickt war.

Hinter dem Umhang ragten die Bögen der knöchernen Schwingen hervor, die zwischen den Schulterblättern wuchsen.

Das Skelett lebte und nickte Chancell freundlich zu, als dieser die Schwelle zum Innern der Pyramide überschritt.

Der Eingang schloß sich lautlos und wie durch Zauberhand.

Die Pyramide erhob sich. Ebenfalls lautlos.

Blitzschnell stieg sie auf und hinein in den nächtlichen Himmel. Sie wurde zu einem hellen, leuchtenden Punkt, zu einem Stern zwischen Sternen.

Der Spuk war vorbei…

*

Harry Carsons Erregung wuchs, je näher er der Umzäunung des Hauses kam.

Er bewegte sich so leise wie möglich und war wie ein Schatten.

Doch den sensibleren Sinnen des Hundes entging seine Annäherung nicht.

Pidger bewegte sich frei in dem großen Innenhof, konnte jede Ecke und jeden Winkel erreichen.

Harry kauerte vor dem Gattertor und sah, wie der Hund als dunkler Schatten heranjagte.

»Pidger!« wisperte er. »Hierher! Komm' alter Bursche…«

Der Hund hechelte, bewegte die Ohren und schien überrascht. Er ließ ein leises Knurren hören, das sich in dem Moment legte, als der Mann die Hand zwischen den Zaunlatten durchstreckte und der Vierbeiner mit seiner Schnauze gegen die Fingerkuppen stieß.

»Pidger? Erkennst du mich denn nicht?« Harry redete den Namen des Hundes aus und vertraute Worte, die er kannte, und die typisch für Harry Carson waren.

Im ersten Moment, als Pidger – ein mächtiger schwarzer Schäferhund – heranjagte, sah es so aus, als wolle er bellen.

Dann stutzte er. In seine dunklen Augen trat ein merkwürdiges Leuchten.

»Na, alter Kerl? Man hört's förmlich in deinem Hirn klicken. Da staunst du, was? Der Ausreißer ist wieder da. Ja, ich bin's, Harry… Hat's jetzt gefunkt?«

Er kraulte ihn. Pidger begann zu wedeln und gab ein lautes Jaulen von sich.

»Sei ruhig, alter Bursche! Du sollst niemand herbeilocken. Es darf kein Mensch wissen, daß ich hier bin. Im Haus werden die verrückt, wenn die mich so sehen. Ich muß erst ein bißchen vorführen, verstehst du? Fein, daß du mich wieder erkannt hast. Ich hab' noch den alten Geruch an mir, wie? Trotz Reise in einem UFO, trotz

Xantilon und einiger anderer merkwürdiger Sachen. Aber damit kann dein Hundehirn wenig anfangen. Versteh ich selbst als Mensch kaum…«

Pidger leckte ihm die Hand und war völlig aus dem Häuschen. Er löste sich von ihm, drehte mehrmals eine Runde im Hof und kam dann wieder auf ihn zu.

Harry kletterte in der Zwischenzeit behend über das Tor.

Pidger trottete neben ihm her, wedelte noch immer mit dem Schwanz und hechelte. Seine rote Zunge hing weit aus dem Maul, und seine Augen glänzten.

»Und jetzt läßt du mich allein, Pidger… ab in die Hütte! Begib' dich auf Matratzenhorchdienst und rühr' dich nur, wenn sich einer am Zaun zu schaffen macht, der nicht das Recht dazu hat… Kapiert? Na also… lauf los, alter Bursche… und keinen Laut. Ich will mich in Ruhe ein wenig umsehen. Es hat sich nicht viel verändert hier.«

Er sprach immer noch leise, sehr gedämpft, und es kam ihm vor, als sei er überhaupt nicht weggewesen. Hier war alles beim alten geblieben.

Die Wagen standen noch an der gleichen Stelle, der alte, rostige Traktor war noch immer neben dem viel zu kleinen Geräteschuppen abgestellt. Die Maschine war mal dunkelrot gewesen. Reste der Originalfarbe klebten noch am Metall. Mit diesem Traktor hatte er schon als kleiner Junge gespielt. Solange er zurückdenken konnte, stand er schon hier auf dem Hof. Er war ein Stück Inventar, alt geworden mit ihnen.

Ein Gefühl von Nostalgie kam in ihm auf.

Er war zu Hause. Und er fing auf einmal an, sich auch zu Hause zu fühlen.

Die vertraute Umgebung, der Geruch, der in der Luft lag… das alles erfüllte ihn mit wildem Glücksgefühl. Er hätte am liebsten jubeln und seine Freude und sein Glück hinausschreien mögen.

Doch er mußte sich zusammenreißen.

Er kam nicht einfach nach Hause zurück. Das durfte er nie vergessen. Zwanzig Jahre Xantilon, zwanzig Jahre unter Wilden und Eingeborenen, zwanzig Jahre lang Gefahren und Abenteuer in einer menschenfeindlichen Umwelt… Das hatte ihn geprägt und einen anderen Menschen aus ihm gemacht.

Am liebsten wäre er in jeden Schuppen, jeden Stall gerannt. Aber das ging nicht. Die Hühner, Rinder, Kälber und Schweine waren andere. Es waren nicht mehr die gleichen von damals. Nur Pidger lebte noch. Und die alten Pferde… Aber ihr Stall lag weiter hinten.

Er kam an Pidgers Hütte vorbei.

Der treue gehorsame Hund, der stets auf ihn gehört hatte, hatte den Kopf aus der Hütte gestreckt und sah ihm fragend nach.

Pidger hatte den Auftrag, ihm nicht zu folgen.

Er verstand es.

Harry Carson bewegte sich auf Zehenspitzen durch den großen Innenhof und zwischen den einzelnen Gebäuden. Die Regentonne stand noch am alten Platz. Die Pumpe, der Brunnen… alles vertraute Dinge.

Und dann der kleine Schuppen neben dem Wohnhaus. Wie oft war er an der Regenrinne hochgeklettert, von da aus auf das Dach und dann in Carlos Zimmer, das er durchqueren mußte, wenn er in seine Kammer wollte.

Wie oft war dies der Fall gewesen, nachdem er Patsy kennengelernt hatte!

Patsy…

Wehmut schlich in sein Herz, als er an sie dachte.

Patsy, die schönste aus dem Village. Groß, schlank, Augen wie Kirschen, langes schwarzes Haar, biegsam wie eine Gerte… Er mochte sie schon, als sie zur Schule gingen. Aus einer Kinderfreundschaft war schließlich Liebe geworden. Abend für Abend war er von der Farm aus ins Dorf geritten, um sich mit ihr zu treffen. Manchmal auf halbem Weg. Im Sommer waren sie durch die Ährenfelder und Wiesen geschlendert, hatten oft stundenlang im hohen Gras oder zwischen dem Korn gelegen und den Mond angestarrt, sich geküßt und von der Zukunft geträumt und gesprochen.

Zukunft…

Als er daran dachte, empfand er einen bitteren Geschmack im Mund.

Gab es so etwas wie Zukunft überhaupt?

Er hatte zur Zeit ein eigenartiges Verhältnis gefunden.

Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft… alles ereignete sich gleichzeitig. Die Zeit war ein großes und sprödes Ding.

Patsy…

Wieder stieg ihr Bild vor seinem geistigen Auge auf.

Die schöne, schwarzhaarige Patsy, mit einer Haut wie aus Milch und Blut. Er wurde immer an Schneewittchen aus Walt Disney’s gleichnamigem Film erinnert, wenn er mit ihr zusammen war. Als einziger hatte er sie mit dem Kosenamen ›Snow-White‹ angesprochen…

Ein flüchtiges, von ihm unbemerktes Lächeln spielte um seine Lippen, als er daran dachte.

Wie gern hätte er ihre Hände gefühlt, war mit seinen Fingern durch ihr weiches, seidiges Haar gefahren und hatte ihren Duft geschnuppert…

Wie sehr hatte er sie geliebt – und liebte sie immer noch!

Es war, als würde eine dicke Eisdecke springen.

Alles war blitzartig wieder da.

»Patsy«, murmelte er unwillkürlich.

Und das entrückte Lächeln um seine Lippen erstarrte.

Da war jener fragwürdige Abend, da alles seinen Anfang und sein Ende nahm…

Ein Abend wie jeder andere auch.

Seit einem Jahr fuhr Harry Carson seinen Wagen. Oft war er noch spät unterwegs. Zwischen Farm und dem Dorf.

An jenem Abend kam er von Patsy zurück – und wurde auf das rätselhafte Leuchten im Wald aufmerksam. Er schaltete Motor und Scheinwerfer aus, verließ heimlich den Wagen und schlich zwischen den Stämmen an die Lichtung heran, wo er Zeuge einer seltsamen Versammlung wurde.

Jene rätselhaften Männer in Schwarz, von denen niemand etwas Genaues wußte, von denen man jedoch alles Mögliche erzählte, hatten sich getroffen.

Und sie wurden auf den ungeladenen Gast aufmerksam.

Als Harry Carson erkannte, daß man ihn entdeckt hatte, versuchte er noch zu fliehen. Doch er kam nicht weit. Es fiel den Men in Black leicht, seiner habhaft zu werden. Sie entführten ihn in einem sogenannten UFO, das ebenfalls zu den großen Rätseln dieser Welt gehörte, um das sich Dichtung und Wahrheit rankte. Und keiner wußte, was Dichtung, was Wahrheit war…

Er jedenfalls verschwand in dieser Nacht. Am nächsten Morgen entdeckte man das verlassene Auto, und die Routinearbeit der Polizei begann. Er konnte sich vorstellen, wie die Untersuchung ausging. Es gab keinerlei Spuren, keinerlei Hinweise darauf, daß Gewaltanwendung oder ein Verbrechen vorlag.

Der ›Fall Harry Carson ‹ wurde zu einem jener rätselhaften und ungelösten Vorkommnisse, in denen ein Mensch verschwand und nie wieder auftauchte…

Man hatte ihn entführt, in die fernste Vergangenheit der Erdgeschichte, in eine Welt, als die Insel Xantilon noch urwelthafte Bedingungen aufwies.

Harry verdrängte die Gedanken und konzentrierte sich wieder auf das, was er vorhatte. Die Bilder von damals durften ihn jetzt nicht irritieren…

Im Zimmer seiner Schwester Carol ging das Licht aus.

Das Fenster oberhalb des Schuppendaches war weit geöffnet, der Nachtwind spielte in den einfachen Vorhängen.

Auch das war noch so wie damals…

Harry ließ einige Minuten verstreichen. Aus Erfahrung wußte er, daß Carol sehr schnell einschlief, wenn sie erst mal lag.

Zehn Minuten blieb er abwartend unterhalb des dunklen Fensters

stehen. Dann begann er mit seiner Kletterpartie.

Der athletische Mann war im Nu auf dem niedrigen Schindeldach. Die Ziegel waren locker und klapperten leise, wenn er sich bewegte. Harry wagte es nicht, aufrecht zu gehen, da er befürchtete, die Ziegel könnten brechen und würden sein Gewicht nicht tragen.

So beugte er sich tief nach vorn, verteilte sein Gewicht auf Hände und Füße und erreichte auf diese Weise wie ein Vierbeiner das dunkle, offene Fenster.

Tiefe, ruhige Atemzüge drangen hinter der dünnen Gardine hervor.

Vorsichtig drückte Harry den Stoff zur Seite und wagte einen ersten Blick ins Zimmer.

Dem Fenster genau gegenüber stand eine alte Kommode, noch aus der sogenannten guten Zeit.

Darüber hing ein zwei Meter breites Landschaftsbild, das Arbeiter auf einem Tabakfeld in Virginia zeigte.

Eine Person darauf war Harrys Großvater, der als junger Mann eine Zeit auf dieser Plantage gearbeitet hatte und jeden Cent auf die Seite legte, bis er die Summe gespart hatte, um im nicht minder sonnenverwöhnten Kalifornien eine abgewirtschaftete Farm zu erwerben. Dort legte er den Grundstein für ›Carsons Farm‹.

Rechts in der Ecke stand das Bett. Carol lag darin wie eine schöne, große Puppe. Sie war ganz ruhig.

Harry Carson setzte den ersten Fuß über die Fensterbrüstung. Wenige Sekunden später befand er sich im Zimmer.

Auf der Kommode standen – im Gegensatz zu früher – zwei Fotos. Das eine zeigte seine Mutter, das andere ihn.

Harry erschrak.

Wenn Carol hier ein Foto von ihm aufstellte, dann bedeutete das, daß sie ein Erinnerungsbild an den verschollenen Bruder haben wollte. Wenn ein Bild seiner Mutter dort stand, würde das bedeuten, daß sie…

Er wagte den Gedanken nicht zu Ende zu spinnen, griff nach dem Bild und übersah dabei das kleine gläserne Pferd, das zwischen den beiden Bildern stand.

Es kippte um, fiel gegen den Rahmen seines Bildes, und ein helles Klingen entstand, als ob jemand eine gläserne Glocke betätigte.

Bewegung war im Bett.

Harry wirbelte herum.

»Was…« fragte Carol, die sich erhob und geistesgegenwärtig nach dem Lichtschalter tastete. Aber noch ehe sie ihn erreichte, fuhr Harry Carson herum und durchquerte mit schnellen Schritten das Zimmer.

Als die durch das leise Geräusch Aufgeweckte den Schatten auf sich zuschnellen sah, wollte sie schreien.

Doch diesmal war Harry schneller.

Schon preßte er seine Hand auf Carols Mund.

»Nicht schreien!« stieß sie hervor. »Mach' niemand im Haus darauf aufmerksam, Carol. Du darfst nicht erschrecken… Ich bin's Harry.«

*

Ihr Widerstand brach zusammen.

Ihre Augen waren unnatürlich weit aufgerissen. Er merkte, wie alles Leben aus ihrem Körper zu weichen schien.

Langsam löste er seine Hand von ihrem Mund.

Sie atmete schnell, wich vor ihm zurück und starrte im Halbdunkeln in sein Gesicht.

»H-a-r-r-y?« fragte sie dann ungläubig und dehnte das Wort, als würde sie dem Klang nachlauschen. »Aber – das… ist ganz… unmöglich… ich… du…«

»Ich bin's wirklich, Carol, erkennst du denn nicht mehr meine Stimme?«

Er fragte nicht nach seinem Aussehen, er wußte, daß ihr ein weit größerer Schrecken noch bevorstand, wenn sie erst Licht einschaltete.

Und genau das tat sie in diesem Moment.

Er hinderte sie nicht daran, um sie nicht noch mehr zu verwirren.

»Die Stimme, ja, sie ist ihm ähnlich«, stammelte sie, während das Licht aufflammte und sie beide einen Moment blendete.

Dann öffnete sie ihre Augen wieder.

Harry begegnete ihrem Blick.

Verwirrung, Ratlosigkeit und Erkennen spiegelten sich darin.

Sie schluckte und wollte etwas sagen, aber ihre Stimme versagte den Dienst.

Dann schüttelte sie den Kopf.

»Harry…«, versuchte sie zu sprechen, »oh mein Gott, was ist mit dir… geschehen? Wieso…«

Vor diesem Augenblick hatte er sich am meisten gefürchtet. Mit Carol war er groß geworden. Sie war Tag für Tag mit ihm zusammen gewesen. Sie und die Eltern kannten ihn genau. Die Begegnung mit ihr hatte er vorgezogen, um erst ihre Reaktion zu prüfen, ehe er sich seiner Mutter und seinem Vater zeigte. Wenn überhaupt…

Carol konnte eine Begegnung am ehesten verkraften.

»Ich bin älter geworden – bin jetzt älter als du«, sagte er leise. »Das widerspricht allen Naturgesetzen. Doch das scheint nur so. Es gibt Gesetze, die wir nicht kennen – und denen wir unterworfen sind, wenn wir mit ihnen konfrontiert werden. Ich war – zwanzig Jahre lang fort, Carol…«

»Nein«, wisperte sie und konnte den Blick nicht von ihm wenden, »nein, das warst du nicht… du bist Harry, ich kann nicht mehr daran

zweifeln… der Leberfleck unterhalb des rechten Ohrläppchens… ein typisches Familienmerkmal…« Sie lächelte schmerzlich. »Gleich, wie du aussehen würdest, daran würde dich jeder wiedererkennen. Zwanzig Jahre, sagst du?« Sie schüttelte den Kopf. »Sechs sind es…«

Bei den letzten Worten klang ihre Stimme unsicher.

»Sechs sind es für dich – zwanzig für mich«, widersprach er. »Das ist es, was ich dir erklären wollte, als ich von anderen Gesetzmäßigkeiten sprach. Wenn man es mal begriffen hat, ist es gar nicht so schwer, es zu verstehen. Und du wirst mich verstehen, Carol, wenn ich dir alles gesagt habe – alles, was mit meinem nicht alltäglichen Schicksal zusammenhängt, das in jener Nacht begann, als ich von Patsy zurückkam…«

*

Er berichtete.

Langsam, leise aber deutlich, überlegte er jedes einzelne Wort, um Carol das Verstehen so einfach wie möglich zu machen.

Er sprach von den Men in Black, von dem UFO, von seiner Entführung in eine Welt, die lebensfeindlich und urwelthaft war und den Namen Xantilon trug. Er erklärte ihr, daß Xantilon einer jener Urkontinente wie Atlantis, Lemuria, Mu oder Hyperborea war. Dort wurde er von einem wilden Eingeborenenstamm aufgenommen. Man verehrte ihn ob seiner fremdartigen Erscheinung wie einen Gott. Er lebte, jagte und kämpfte mit dem Stamm, lernte Waffentechniken kennen und neue Lebensformen, neue Religionen, Mythen… Er erlernte neue Sprachen und erforschte mit Hilfe seiner Freunde die neue Umgebung. So lernte er vieles über Xantilon, die Besonderheiten einer Welt, und vor allem auch über ihre Lage auf der Erde und den Zeitpunkt kennen, zu dem er sich dort aufhielt.

Es war eine Geschichte wie aus einem phantastischen Roman.

Carol unterbrach ihren auf wunderbare Weise in dieser Zeit zurückgekehrten Bruder mit keiner einzigen Frage. Durch seine genaue Schilderung beugte er auch schon vor.

»Es hört sich alles verrückt an, ich weiß«, schloß er seinen Bericht. »Doch ich habe kein Wort hinzugefügt. Ich schwöre dir, daß alles der Wahrheit entspricht. Es ist unfaßbar, aber ich lebe. Ich bin wieder da. Nun kommt es nur noch darauf an, es auch den anderen plausibel zu machen… Ich möchte sie alle wiedersehen und in meine Arme schließen, Vater, Mutter… Patsy… mir ist, als wäre erst ein Tag seit meinem Weggehen vergangen…«

Sie schluckte, ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie konnte sie nicht länger zurückhalten. Plötzlich schlug sie die Arme um seinen Hals, weinte, drückte ihn an sich und schluchzte. »Dummer Kerl…

dann nimm’ doch erst mal mich in die Arme, ehe du es bei anderen versuchst. Während deines Aufenthaltes in deinem unheimlichen Xantilon scheinst du ganz verlernt zu haben, wie man das macht…«

Da drückte er sie an sich. Glück und Zufriedenheit erfüllten ihn. Und in diesen Sekunden war er wieder überzeugt davon, daß es ihm gelingen würde, sich wieder in die menschliche Gesellschaft dieser Zeit zu integrieren und die Zeit zu vergessen, die hinter ihm lag. Schwierigkeiten dürfte es vermutlich nur mit den Behörden geben, wenn er dort vorsprach und seine unwahrscheinliche Geschichte zum besten gab…

Dann löste sich Carol von ihm und trocknete mit einem Taschentuch ihre Tränen ab.

Sie atmete tief. »Du warst nicht nur einen Tag weg, auch wenn dein Gefühl es dir so vorgaukelt, Harry«, sagte sie dann leise. »Es sind aus meiner Sicht sechs Jahre. In dieser Zeit ist viel passiert. Vater kannst du sehen. Er ist allerdings seit kurzer Zeit krank…«

»… und Mutter – ist nicht mehr am Leben, Harry. Sie starb wenige Monate nach deinem Verschwinden. Sie hat sich zu Tode gegrämt…«

*

Die Begegnung und das Gespräch fanden offensichtlich unter vier Augen statt. Doch der Schein trog.

Da wurde jemand Zeuge. Ein Geist – der des toten Henri Grande.

Fasziniert beobachtete er auch die weiteren Dinge.

Carol stand auf, schlüpfte in ihren Morgenmantel und verließ mit ihrem Bruder das Zimmer.

Das Paar ging leise durch den dunklen Korridor und die Treppen hinunter.

Harry Carson war sehr ernst.

Sein Vater lag seit drei Wochen im Bett. Der Arzt kam täglich. Das Herz des alten Herrn machte nicht mehr mit. Dabei war er noch gar nicht so alt, erst Ende fünfzig.

Harry und Carol Carson betraten das Schlafzimmer.

Der Mann, der im Bett lag, atmete schwer.

Auf dem Nachttisch stand eine Karaffe mit frischem Wasser, und an der Wand brannte ständig eine kleine Lampe.

Röhrchen mit Tabletten und Flaschen mit Tropfen standen neben dem Bett. George Carson schlief wie ein Murmeltier.

»Er hat ein Schlafmittel bekommen«, murmelte Carol.

Harry stand wortlos minutenlang am Bett. Dann machte er auf dem Absatz kehrt. Draußen vor der Tür sagte er:

»Mitten in der Nacht diesen Wunsch zu äußern, mag dir merkwürdig erscheinen, Carol: Laß’ mich Mutters Grab sehen…«

*

Er hatte es anfangs nicht wahrhaben wollen. Aber je länger er im Haus weilte und Einzelheiten über die Ereignisse seit seiner Entführung erfuhr, desto klarer wurde ihm, daß sich doch eine ganze Menge verändert hatte. Die sechs Jahre waren an niemand spurlos vorübergegangen. Wie hatte er nur so naiv sein können, anzunehmen, sein Leben einfach an dem Punkt fortzusetzen, an dem es hier in diesem Milieu aufgehört hatte?

Sie verließen das Haus.

Harry hielt sich im Schatten des Gebäudes auf, während Carol zur Garage ging, um den Wagen zu holen. Als der Motor ansprang, wurde die Tür eines Nebengebäudes geöffnet.

Bill, seit seinem zwanzigsten Lebensjahr auf der Farm, nun fünfunddreißig Jahre alt und Faktotum für alles, kam aus der Tür, als der Wagen aus der Garage rollte.

Bill begann zu laufen. »Nanu, Miss Carol?« fragte er verwundert und beugte sich zu dem offenen Fenster herab. »Stimmt etwas nicht? Ist etwas mit Ihrem Vater?«

»Nein, Bill, alles okay. Ich muß nur noch mal ins Village…« erwiderte sie schnell und ausweichend, merkte jedoch sofort, daß sie nicht überzeugend wirkte.

»Was, jetzt? Um diese Zeit, Miss Carol?«

»Francis hat angerufen. Ich habe heute morgen dort etwas Vergessen. Es ist sehr wichtig…«

Bill blieb stehen. Carol Carson konnte unmöglich zum Wohnhaus vorfahren und Harry aufnehmen, ohne daß der Mann davon Zeuge geworden wäre.

Es gelang ihr, Bill ins Haus zurückzuschicken, in dem sie so tat, als würde ihr plötzlich einfallen, daß ihre Freundin Francis noch Bescheid erhalten mußte. »Rufen Sie sie an, Bill«, sagte sie fröhlich. »Sagen Sie ihr, ich hätte es mir überlegt. Ich komme doch noch trotz vorgerückter Stunde…«

»Okay, Miss Carol.«

Dann verschwand er im Haus. Carol Carson atmete auf, startete sofort durch, hielt kurz an, so daß Harry zu ihr ins Auto schlüpfen konnte, und fuhr dann vor zum Tor.

»Ich habe schon befürchtet, er würde erst verschwinden, wenn ich nicht mehr zu sehen bin«, flüsterte sie. »Zum Glück sind wir jetzt doch noch allein…«

Sie irrte.

Henri Grandes Geist schwebte im Innern des Buicks und unternahm die Fahrt mit ihnen. Und zweihundert Meter vom Gattertor

entfernt schloß sich ein weiterer blinder Passagier an.

Macabros!

Er kauerte hinter dem Gebüsch. Als der Wagen an ihm vorbeirollte, nahm er einen Anlauf und sprang auf die hintere Stoßstange.

Im Wageninnern war der kurze, dumpfe Laut zu hören, als Macabros mit seinen Knien gegen die Karosserie stieß.

»Was war denn das?« fragte Carol erschrocken und wollte bremsen.

»Ein Stein ist gegen die Karosserie geschleudert worden«, antwortete Harry rasch, der sich denken konnte, was es jedoch in Wirklichkeit gewesen war.

Sein Schützling ließ ihn nicht im Stich.

Er war froh, jenen Mann in seiner Nähe zu wissen, dem er schon soviel zu verdanken hatte und von dem er wußte, daß er unverwundbar war.

›Björn‹ – oder auch der ›Tote Gott‹ wie ihn die Völker Xantilons nannten – hatte ein Auge auf ihn.

Dies zu wissen war beruhigend, denn Harry Carson fühlte, daß es etwas auf sich hatte mit seiner inneren Getriebenheit. Es hatte seinen Grund, daß er noch in dieser Nacht das Grab seiner Mutter sehen wollte. Ein ungewöhnliches Verlangen, als hätte er zu einem späteren Zeitpunkt keine Gelegenheit mehr.

Er spürte instinktiv, daß etwas in der Luft lag.

Todesgefahr!

So war es immer gewesen, wenn sich die Men in Black in seiner Nähe befanden.

Es schien, als hätte er für diese rätselhaften Gestalten so etwas wie einen Sondersinn entwickelt.

Er spürte ihre Nähe beinahe körperlich…

*

Niemand merkte, daß es kam.

Keiner der Gäste im Haus registrierte die Ankunft des Fremden, Unerwarteten, die Alarmanlage sprach nicht an, und die trauernde Lorette Grande, die dem Ereignis am nächsten war, sah und hörte ebenfalls nichts.

Zuerst kam das Licht.

Es stand wie eine Säule mitten auf dem Rasen, pulsierte leicht und war grün wie das satte Gras.

Dann schälte sich eine Gestalt aus dem Licht.

Ein Mann! Groß, markante Züge, braungebrannt… Das schwarze Haar wuchs spitz in die Stirn hinein, die buschigen Augenbrauen begrenzten wie dicke Raupen die Stirn.

Die Gestalt trug einen weit fallenden, giftgrünen Umhang, der mit

einem goldenen Band durchwirkt war.

Das Gesicht war hart und kalt, wie aus Stein gemeißelt.

Ein erbarmungsloses Gesicht! Ein Mensch, der keine Gnade kannte.

War es wirklich ein Mensch?

Er sah aus wie einer, kam aus Lemuria, jenem Kontinent, der durch magische Manipulationen in eine andere Dimension geschleudert worden war. Auf Lemuria stand Vontox' Wiege. Wie viele Jahrtausende er darauf gewartet hatte, die Herrschaft in dem fremdartigen Land wieder zu übernehmen, wußte niemand genau. Vontox hatte sich – in der Gestalt eines Waisenjungen – vortrefflich mitten unter den Menschen verborgen.

Die Rasse, die er bekämpfte, war gleichzeitig sein größter Schutz.

Seine Pläne liefen nicht so, wie er sie sich vorgestellt hatte. Eine erste Niederlage hatte er bereits einstecken müssen, als Björn Hellmark und seine Getreuen gegen die Seelenfresser antraten und sie geschickt besiegten.

Er konnte untertauchen. Es stellte sich heraus, daß die Rasse der amazonenhaften Vogelfrauen zu einem starken und nicht zu unterschätzenden Verbündeten Björn Hellmarks geworden, war. Zu einem Zeitpunkt, als er sich geschwächt zurückgezogen hatte, entdeckten sie sein Versteck und griffen an.

Es blieb ihm nichts anders übrig, als Lemuria zu verlassen. Er mußte seine Lage überdenken und sich eine neue Ausgangsposition schaffen.

Etwas arbeitete gegen ihn…

Er bezweifelte, daß Taya und ihr Volk es allein geschafft hatten. Da gab es Unterstützung. Alles sah nach Verrat aus. Doch er war noch nicht dahintergekommen, wer seine Finger im Spiel haben könnte…

Was sich am späten Nachmittag als flüchtiger Blitz gezeigt und Henri Grandes Geist in die Vergangenheit transportiert hatte, wurde nun manifest. Eine ruhige, massive Lichtinsel, aus der Vontox, der Magier aus Lemuria, herauswuchs…

Wieder war es die Welt der Menschen, die er sich als Basis erwählte. Diesmal jedoch ein anderes Land. Seine Wahl geschah zufällig. Nun kam es nur noch darauf an, auch seine Kontaktperson zu finden, der er sich anschließen konnte, über die er die ersten Fäden spinnen konnte. Seine besondere Situation und Veranlagung erforderten es, daß er sich einen Bekanntenkreis schaffen mußte, der ihn unterstützte, dem er schließlich seinen ›Stempel‹ aufdrücken konnte.

Ehe Vontox vollends erstand, war das magische Mal, das ihn befähigte, Dinge zu tun, die anderen nicht zugänglich waren, auf seiner Brust zu sehen.

Es leuchtete durch das grüne Gewand und sah aus wie der goldene

Panzer einer Schildkröte, in dessen Mittelpunkt strahlenförmig von allen Seiten die Linien zusammenliefen.

Dann war Vontox vollständig und endgültig da.

Daß er in seiner wahren Gestalt hier nicht bleiben konnte, stand außer Frage.

Er paßte sich stets den Bedingungen an, die ihm größtmöglichen Nutzen versprachen.

Der Zufall hatte ihn hierher verschlafen. Nun hieß es, das Beste daraus zu machen.

Nach einem ersten schwachen Versuch, aus Lemuria zu entkommen, nun dieser erfolgreiche…

Vontox blickte sich mit harter Miene um und sah den unruhige, schwachen Lichtschein hinter den in Blei gefaßten Fenstern. Er näherte sich der kleinen Kapelle lautlos und warf einen Blick in den schwach erleuchteten Raum.

Vontox sah den aufgebahrten Toten, das Meer von Blumen, die einsame, in Schwarz gekleidete Frau, die gedankenversunken ’ und müde auf dem Stuhl saß, die Hände auf dem Schoß gefaltet.

Vontox erfaßte augenblicklich die Situation und Psyche Lorette Grandes.

Darauf stellte er sich ein.

Er begriff, warum sie trauerte und fühlte, welche Stimmungen und Wünsche seit jeher in ihr schlummerten.

Sie liebte Tiere und hatte den Wunsch nach einem Kind.

Um Vontox’ Lippen spielte ein grausames Lächeln, als er sein Gesicht vom Fenster löste.

Kind oder Tier…

Das Letztere war in der augenblicklichen Situation einfacher.

Er traf seine Entscheidung und handelte augenblicklich, um nicht noch mehr Zeit zu verlieren. Er wußte schließlich nicht, ob die erstarkenden Widersacher, die ihm seine Macht streitig machten, bereits seine Spur geortet hatten und Maßnahmen zur Verfolgung einleiteten. Dies war zwar sehr unwahrscheinlich, aber wie die Ereignisse der letzten Zeit schließlich bewiesen hatten, nicht unmöglich.

Taya, die Vogelfrau, und ihr Volk steckten nicht allein hinter den Störungen. Da mischte noch etwas anderes mit.

Um das herauszufinden, mußte er schnell und aufmerksam handeln und durfte seinen Gegnern keine Chance für einen Gegenschlag geben. Es war ein Verdacht in ihm. Ein anderer Magier forderte ihn zum Duell, einer der ihm Lemuria streitig machen wollte.

Doch der Feind kämpfte noch aus dem Verborgenen und gab sich nicht zu erkennen.

Wenn der andere klug war, würde er über kurz oder lang die

Fluchtspur erkennen und folgen. Dann allerdings würde sich für jenen das Problem stellen, wo und wie Vontox untergetaucht war. Diesmal hatte der Magier aus Lemuria die Chance, vorzeitig den Feind zu beobachten und zu erkennen. Einen Gegner, den man kannte, konnte man leichter bekämpfen.

Vontox entschloß sich für das Tier.

Katzen gehörten zu Lorette Grandes Lieblingen.

Da veränderte die Gestalt des Magiers sich.

Noch mal trat der Lichtschein auf, diesmal nicht so hell wie vorhin.

Eben noch stand er in ganzer Größe vor dem Fenster – nun war er verschwunden.

Nein… dort auf dem Rasen bewegte sich etwas…

Eine junge Katze, grau-weiß gestreift, miaute klagend. Ein hilfloses Tier, das offenbar nicht wußte, wohin es gehörte.

Doch Vontox, in der Gestalt der jungen Katze, wußte das sehr wohl. Mit hellem Miauen näherte er sich der schweren Tür.

Sie war eingeklinkt, unmöglich, sie aufzudrücken.

Doch soviel magische Kraft, um dieses ›Unmögliche‹ zu beseitigen, hatte er aus Lemuria mitgebracht.

Im Schloß klickte es leise, wie durch Geisterhand bewegt wurde die Klinke herabgedrückt, und die schwere Tür öffnete sich einen Spalt.

Das Kätzchen drückte dagegen, verbreiterte den Eingang und lief dann tapsig hinein in die halbdunkle Kapelle.

In die absolute Stille drang das helle Miauen, als würde es durch einen Lautsprecher verstärkt.

Lorette Grande fuhr zusammen, starrte in das Halbdunkel und wollte ihren Augen nicht trauen.

Die Tür vorn stand spaltbreit offen. Das Kätzchen lief durch den Mittelgang der kleinen Kapelle, miaute immer wieder und steuerte direkt auf die Frau zu, als sie die Bewegung der Schwarzgekleideten registrierte.

Einen Moment war Lorette Grande verwirrt.

Hatte sie die Tür denn nicht ins Schloß gedrückt? Offenbar war der Riegel nicht ganz eingeschnappt, so daß der kleine nächtliche Besucher die Tür weiter aufdrücken konnte.

Lorette Grande erhob sich.

Die junge Katze blickte und miaute sie an und kam direkt auf sie zu.

»Wie… kommst du den hier herein?« fragte die Französin leise.

Sie streckte die Hand aus, die Katze schmiegte sich mit ihrem Kopf dagegen, ließ sich willig streicheln und begann zu schnurren.

»Du bist ein alter Genießer… wer hat dich denn ausgesetzt? Oder bist du – ausgerissen?«

Schnurren… Das Tier strich um Lorettes Beine und blieb in der Nähe.

Vontox wußte, daß er seinem Ziel einen Schritt näher gekommen war…

Ihre Schritte knirschten auf dem Kiesweg, der zwischen den Grabreihen entlangführte.

Carol und Harry Carson gingen wortlos hintereinander her. Es schien, als würde die triste und finstere Umgebung des Friedhofes ihre Gesprächsbereitschaft lähmen.

Dunkel ragten Grabsteine und Kreuze aus alten, eingesunkenen Erdhügeln. Hier vorn war der alte Teil des Friedhofes. Die Grabstätten gingen bis ins Jahr 1718 zurück. Man hatte sie längst beseitigen und neue errichten können. Aber man ließ die Gräber in ihrem ursprünglichen Zustand.

Weiter hinten lagen die neuen Grabstätten. Frische Grabhügel schimmerten aus dem Dunkel, helle Blüten leuchteten aus Kränzen und Gestecken.

Carol hatte aus dem Handschuhfach ihres Buicks die Taschenlampe mitgenommen, schaltete sie aber nicht ein.

Außer dem Knirschen der Schritte herrschte unheimliche Stille.

Das Grab Judith Carsons lag vor einer Mauer, die mit Efeu überwuchert war.

»Hier ist es«, sagte Carol und ließ die Taschenlampe aufflammen. Der Lichtschein lag wie ein bleicher Geisterfinger auf dem Grabstein.

Er war mit klaren, goldbeschichteten Buchstaben beschriftet.

»Judith Carson«, murmelte Harry leise. »Geboren am 14. Juni 1912 – gestorben am 5. August 1951. Wer sie gekannt hat, weiß, was wir verloren…«

Dann wurde er seltsam stumm.

Er starrte auf das Grab, und seine Wangenmuskeln zuckten. Die Lippen in seinem Gesicht wirkten wie ein einziger dunkler Strich.

Das Paar, das zu nachtschlafender Zeit den einsamen Friedhof aufgesucht hatte, wußte nicht, daß geheimnisvolle Blicke jede ihrer Bewegungen registrierten.

Da war nicht nur Henri Grandes unsichtbarer Geist anwesend – sondern eine weitere Gestalt!

Sie stand neben dem Mauervorsprung. Dahinter führte ein kleines Tor in einen gesonderten Teil des Friedhofes, wo die Söhne der beiden umliegenden Ortschaften bestattet lagen, die während des Zweiten Weltkrieges ihr Leben ließen.

Von den hinter der Mauer liegenden Gräbern war die Gestalt gekommen. Lautlos wie ein Schatten. Und sie war auch schwarz wie ein Schatten.

Ein Mann in Schwarz!

Er beobachtete die Gruppe und hielt etwas in der Hand, an dem er etwas herauszog. Es war eine Sicherung, die den Sprengsatz scharf machte.

Der Mann in Schwarz holte aus und zielte – da geschah es!

Ein zweiter Schatten war plötzlich da. Wie ein Pilz wuchs er oben auf der efeuumrankten Mauer auf.

Ein Warnruf zerriß die nächtliche Stille des Friedhofes.

»Deckung, Harry!«

Das war Macabros.

In Bruchteilen von Sekunden spielte sich ein Drama auf Leben und Tod ab.

Der Mann in Schwarz hielt einen Atemzug inne, als er den Ruf vernahm und den Schatten auf sich zuschnellen sah.

Macabros war über ihm, packte zu und warf ihn gegen die rauhe Mauer.

Der rätselhafte Schwarzgekleidete, der wie ein Geist die nächtliche Szene betreten hatte, kam nicht mehr dazu, die entschärfte Bombe nach vorn zu schleudern.

Harry Carson wußte in diesem Moment noch nicht im einzelnen, was sich abspielte, und Carol, seine Schwester, war völlig unwissend über die Gefahr, die bestand.

Doch Harry reagierte.

Er riß Carol zu Boden…

Keine Sekunde zu früh!

Ein greller Blitz zerriß die Nacht, ein Donnerschlag, der Luft und Boden erzittern ließ, folgte.

Der Sprengsatz explodierte in der Hand des Man in Black, ehe er den tödlichen Gegenstand davonschleudern konnte.

Blitz und Detonation hüllten ihn und Macabros ein. Sie standen genau im Zentrum der Explosion.

Als der Blitz ihn erfaßte und die Druckwelle ihn traf, hatte Macabros ein seltsames Erlebnis…

*

Er erfaßte nicht nur seine Umwelt, sah nicht nur den Blitz, spürte die Druckwelle und hörte die Detonation, sondern war plötzlich auch von Bildern erfüllt, die nicht in diese Situation paßten.

Er sah einen düsteren, scheinbar endlosen Korridor vor sich. Über ihm spannten sich schmale, bizarre Gebilde, die die schluchtartigen Korridore überbrückten. Steil und wendeltreppenartig gewunden, führten Stufen in das dräuende Dunkel über und unter ihm.

Gigantopolis! Die Alptraumstadt!

Wieder war er da, nachdem er vor ganz kurzer Zeit schon mal

intensiv an sie denken mußte.

Er empfing Hellmarks Eindrücke!

Björn Hellmark, dessen Körper und Geist die Existenz Macabros' eigentlich ermöglichten, hielt sich in der Alptraumstadt auf – und nicht mehr im Ewigkeits-Gefängnis des Dämonenfürsten Molochos!

*

Diese im Augenblick der Explosion auftauchenden Eindrücke waren nicht minder intensiv wie die detonierende Bombe selbst.

Und über die unfaßbare Barriere von Raum und Zeit hinweg, fühlte auch Björn Hellmark, der Herr der unsichtbaren Insel Marlos, daß sich etwas tat, womit er nicht mehr gerechnet hatte:

Kontakt zu Macabros, seinem Doppelkörper!

Macabros war ein Teil seiner Persönlichkeit, wurde ursprünglich durch ihn gesteuert und erhalten. Seit Hellmarks Aufenthalt im Ewigkeits-Gefängnis jedoch bestand nach dem Rettungsversuch kein Kontakt mehr zu ihm. Macabros führte – unabhängig vom Originalkörper – ein eigenständiges Leben, ohne in Verbindung mit dem Geist treten zu können, der ihn praktisch ›schuf‹.

Aber nun war der Kontakt da.

Hellmark, über unendliche Entfernung und durch Zeit getrennt, erkannte das, was Macabros in diesem Moment erkannte.

Er begriff die ungeheuerliche Situation, in die sein Doppelkörper geraten war.

Macabros existierte nicht mehr in der fernen Vergangenheit Xantilons, sondern war durch ein Flugobjekt der rätselhaften Männer in Schwarz in die fünfziger Jahre der Erde versetzt worden. Die Men in Black waren in allen Zeiten der Erdgeschichte feststellbar und hatten die Entwicklung ganzer Generationen beeinflußt. Wie massiv ihr Eingriff in die Menschheitsgeschichte war, ließ sich nur vermuten.

In Sekundenschnelle erfolgte der Gedankenaustausch zwischen Björn Hellmark und Macabros.

Was eben noch persönlicher Bewußtseinsinhalt Hellmarks war, wurde Macabros bekannt und umgekehrt.

Dann brach der Kontakt ab, und Hellmarks Versuch, komplette Kontrolle über seinen Doppelkörper zu gewinnen, stieß ins Leere.

Es war nicht möglich, die Zeit-Barriere zu überwinden. Dies war seit jeher ein Hindernis gewesen.

Normalerweise war es unmöglich, den Doppelkörper überhaupt in eine andere Zeitebene oder Dimension zu schicken. Doch da Macabros außerhalb seiner bewußten Kontrolle entstanden war und durch anderweitige Umstände in Xantilons Vergangenheit versetzt wurde, konnte er selbst die Grenzen mit seiner geistigen Kraft nicht

überwinden und seinen Doppelkörper wieder auflösen.

In dieser Momentaufnahme wurde ihm die ganze Tragik und Tragweite des Schicksals bewußt, das sie beide zu seinen Marionetten gemacht hatte.

Er war noch immer Gefangener in zwei Welten, unabhängig von seiner Befreiung aus dem Ewigkeits-Gefängnis.

Sein Doppelkörper agierte irgendwo in Kalifornien der fünfziger Jahre, er selbst hatte sich durch Whiss und das PSI-Feld in die Alptraumstadt Apokalyptas versetzen lassen, um Carminia Brado zu finden.

Er setzte seinen Weg fort.

Hellmark bewegte sich durch den gigantischen Korridor, der nie ein Ende zu nehmen schien. Er kam sich in dem Halbdunkel winzig und verlassen vor.

Die Sinne des blonden Mannes, der die kühnen Züge eines Abenteurers hatte, waren konzentriert auf die unmittelbare Umgebung gerichtet. Jedes Geräusch, der nächste Schatten konnte tödliche Gefahr bedeuten.

Hellmark trug Velenas wiederaufgeladenen Armreif, der Unsichtbarkeit bewirkte. Damit wäre es ihm ohne weiteres möglich gewesen, ohne größere Aufmerksamkeit den Korridor zu durcheilen, ohne daß ihn eines der Ungeheuer aus Gigantopolis registrierte.

Doch er tat es nicht.

Es war ihm unbekannt, wie lange die magische Kraft der Unsichtbarkeit wirkte. Er mußte behutsam damit umgehen. Nur im äußersten Notfall wollte er Gebrauch von dieser ›Tarnkappe‹ machen.

So eilte er weiter und hielt Ausschau nach den Monstern der Alptraumstadt. In diesem unterirdischen Bezirk des Palastes, der sich wie ein grotesker, fremdartiger Dom über den Gängen, Durchlässen und labyrinthischen Gewölben erhob, herrschte jedoch wenig Betrieb.

Seit Stunden irrte Hellmark durch Korridore, eilte über Treppen nach oben und durchquerte leere, höhlenartige Säle auf der Suche nach Carminia.

Molochos hielt sie in Gefangenschaft. Bei dem Versuch, sie beide aus dem Ewigkeits-Gefängnis herauszuschlagen, war etwas schiefgegangen.

Wo konnte sie sein? Die Suche nach ihr konnte unter Umständen Wochen und Monate dauern. Solange war es ihnen aber unmöglich, sich in der Alptraumstadt aufzuhalten. Molochos konnte jeden Augenblick einen von ihnen entdecken – und dann war er gewarnt.

Sie waren zu viert gekommen.

Das waren Danielle de Barteaulieé, die sich mit Hilfe ihrer Hexenkräfte aus einer eventuellen Gefahr katapultieren konnte, und Rani Mahay, der treue Freund, der die Dämonenmaske bei sich hatte.

Außer diesen beiden Begleitern unterstützte ihn noch Whiss, der als einziger unter Umständen in der Lage war, sie alle aus einer Notlage zu befreien, wenn es dazu kommen sollte. Sie waren nur eine Handvoll – Molochos aber unterstanden Tausende… Und diese Tausende patrouillierten durch Gigantopolis, durch jede Straße. Auch hier unten in den Höhlen und Verliesen des Herrscherpalastes tauchten immer wieder – oft bis an die Zähne bewaffnet – die unheimlichen Krieger des Dämonenfürsten auf.

Irgendwo hier vermutete Björn die Frau, die er liebte, und die er so schnell wie möglich befreien wollte. Jede Minute, die verstrich, konnte unter Umständen eine Minute zuviel sein. Nämlich dann, wenn Molochos sich entschloß, die fliegende Alptraumstadt aus der derzeitigen, gegenwärtigen Zeitebene zu entfernen und in die Vergangenheit zu verschwinden. Dies war eine Besonderheit der Stadt, die einst Apokalypta beherrschte und befehligte.

Die Stadt gehorchte nur einem Willen. Deshalb war es zum Kampf gekommen zwischen Molochos und anderen Dämonen, die ihm den Triumph dieses Besitzes nicht gönnten.

Molochos aber wollte die Alptraumstadt unbedingt übernehmen. Mit ihr – so hatte er großsprecherisch verkündet – würde er auch die Vergangenheit nach seinem Willen verändern und damit die Voraussetzungen für seine Strategie in der Gegenwart gehörig verbessern.

Er ging außerdem davon aus, daß Hellmarks Doppelkörper sich noch in Xantilons Vergangenheit aufhielt, um dort die Legende um den ›Toten Gott‹ zu schmieden und das rätselhafte ›Singende Fahsaals‹ zu suchen, mit dem es angeblich möglich sein sollte, ein Terrain des Bösen vollständig und spurlos zu beseitigen.

Molochos wußte noch nicht, daß Macabros durch widrige Umstände nicht mehr in Xantilons Vergangenheit agierte und den Faden nach dort verloren hatte.

Vielerlei Gedanken gingen Hellmark durch den Kopf. Die meisten erfüllten ihn mit Sorgen.

Vor allem ein Gedanke stand ganz oben an. Wenn Molochos die Alptraumstadt zeitlich versetzte, waren ihre Chancen, Carminia lebend zu retten, gleich Null.

Von der Vergangenheit her waren auch dem quirligen Whiss sämtliche Türen in ihre eigene Zeitebene und damit zurück in ihre Welt versperrt. Dann hatte Molochos mehr erreicht, als er sich hätte wünschen können. Außer Carminia waren dann auch Björn Hellmark, Danielle de Barteaulieé, Rani Mahay und Whiss seine Gefangenen.

Der Gedanke daran spornten ihn an, seine Anstrengungen zu verdoppeln.

Zuviel stand auf dem Spiel und…

Ihm war, als würde eine eiskalte Hand seinen Nacken umfassen.

Ein Vibrieren lief durch Boden und Wände, und die Mauern, die ihn umgaben, wurden einige Sekunden lang durchsichtig.

Die Bilder, die er durch die glasigen Wände hindurch zu sehen bekam, wechselten rasch.

Jenseits der durchsichtigen Mauern erkannte er die Weite des Weltalls, dann verschiedene Streifen Grün, Rot, Gelb, Blau… wie ein gigantischer Regenbogen spannte sich das Gebilde durch die Weite des Kosmos und raste auf ihn zu. Geblendet schloß Björn die Augen.

Aber er sah die Farben noch immer. Sogar stärker.

Sie durchdrangen das Gemäuer – und seine Zellen, waren plötzlich *in* ihm!

Die Alptraumstadt war aktiv.

Dies war ein Übergang von einer Zeit in die andere.

Und da sie ›nur‹ rückwärts reisen konnten, war ihr Weg in die Vergangenheit!

Er wußte nicht allzuviel über die Besonderheiten und Geheimnisse dieser Stadt. Es hatte eine Zeit gegeben, da hielt er sich hier auf, und erlebte Übergänge von der Vergangenheit in die Gegenwart mit. Nie aber hatte es sich in dieser Form geäußert.

Was war schuld daran?

Sein derzeitiger Aufenthalt in diesem Bezirk der Stadt, in der Tiefe eines Gewölbes – Labyrinths?

Oder spielte die Tatsache, daß Molochos nicht der wirkliche Herr von Gigantopolis war und die Materie noch nicht beherrschte, eine Rolle?

Gleich, was immer dafür infrage kam. Eins jedenfalls war sicher: in dem Moment, da Gigantopolis in die Vergangenheit eintauchte, war ihnen allen der Rückweg abgeschnitten.

Und der saftige Fluch, den er aus einer Mauernische über sich vernahm, und der mit der Stimme Pepes ausgestoßen wurde, bewies ihm, daß seine schlimmsten Befürchtungen sich bewahrheitet hatten…

*

Macabros wurde zurückgeworfen wie von Titanenhand. Die Druckwelle erfaßte auch noch Harry und Carol Carson.

Blätter und Zweige wurden von den Büschen abgerissen und fegten wie bei einem Sturmwind über das am Rand liegende Geschwisterpaar hinweg.

Carols Haar wurde zerwühlt. Sie schrie gellend auf. Ihr Schrei ging im Nachhall der Explosion unter.

Jeder andere hätte an Macabros' Stelle in dem Moment loslassen müssen, als die Detonation erfolgte.

Macabros aber handelte anders.

Mit seinem Körper fing er einen guten Teil der Druckwelle auf und riß gleichzeitig den Mann mit, der diese grauenvolle Situation mit der Zündung des Sprengsatzes ausgelöst hatte.

Sechzig Meter flog Macabros durch die Luft und knallte gegen den Stamm einer Weide. Dabei hielt er noch immer den Arm gepackt, der die Bombe gehalten hatte.

Es war auch das einzige, was von dem Mann in Schwarz noch in seiner unmittelbaren Nähe zu finden war.

Die Bombe, die Macabros' ätherischem Leib keinen Kratzer zugefügt hatte, hatte den Bombenwerfer zerrissen.

*

Der Rauch verzog sich, die aufgewirbelten Blätter flogen durch die Luft und allen Beteiligten hallte noch der Donnerschlag der Explosion in den Ohren.

Macabros war wieder auf den Beinen.

Mit schnellen Schritten eilte er zurück an den Ort des Geschehens. Carol und Harry lagen noch am Boden. Macabros kümmerte sich um sie und war der Schwester seines Freundes behilflich, auf die Beine zu kommen.

»Alles okay?« fragte er besorgt.

Benommen nickte Carol und wußte nicht, wie ihr geschah.

Auch Carson raffte sich wieder auf.

Carol schrie erschrocken, als sie sah, daß quer über seine Stirn ein blutiger Streifen zog.

»Nur ein Kratzer, von einem Splitter… nicht weiter schlimm.«

Er begutachtete sie. Ihr Kleid war verschmutzt, krumige, feuchte Graberde klebte daran.

»Die Hauptsache«, fuhr er fort, »daß dir kein Haar gekrümmt wurde.«

Carol stand noch zu sehr unter dem Eindruck des Geschehens, um den Vorgang zu begreifen.

»Wer… ist das?« stammelte sie und blickte auf den großen blonden Mann.

»Er ist der, von dem ich dir erzählt habe, Carol«, antwortete Harry. »Er hat viele Namen…, viele seltsame Namen. Mich hat er gebeten, ihn der Einfachheit halber – ›Björn‹ zu nennen. Offenbar deshalb, weil das ein menschlicher Name ist. Aber er ist kein Mensch. Du hast es eben selbst erlebt. Auch die Bombe konnte ihn nicht töten, obwohl er direkt im Zentrum der Explosion stand. Den Man in Black hat's erwischt…, er ist Opfer seines eigenen Anschlages geworden.«

»Wem, Harry, galt der Anschlag? Dir?«

»Nicht nur mir. Uns allen…«, erwiderte er matt. »Sie machen stets Nägel mit Köpfen, sie überlassen nichts dem Zufall. Wäre ›Björn‹ nicht gewesen, wären wir mit Sicherheit nicht mehr am Leben… Und das zeigt mir, daß meine Idee, zurückzukommen, doch nicht gut war.« Sein Gesicht wirkte wie aus Stein gemeißelt.

»Sie war gut, ich…«

Er schüttelte den Kopf. »Ich kann nicht bleiben – ohne euch alle in Gefahr zu bringen. Sie sind hinter uns her – hinter ›Björn‹ und mir. Wir wissen zuviel…« Er lachte leise. »Zuviel wissen, ist eigentlich der falsche Ausdruck. Genau genommen wissen wir gar nichts. Aber wir haben sie kennengelernt, wissen von ihrer Existenz und ihrer Macht. Sie wollen nicht, daß jemand etwas Näheres über sie erfährt. So war es schon immer. Wir sind unliebsame Zeugen, und deshalb müssen sie uns beseitigen. Und dann müssen auch Unschuldige sterben, Menschen, die zufällig in unserer Nähe weilen. Nein, Carol, ich kann auch diese Zeitbombe, wie ich es bin, nicht ins Haus legen. Ich kann nicht bei euch bleiben…«

»Harry…«

Er nahm sie in die Arme. »Eine Zeitlang habe ich geträumt und geglaubt, die Vergangenheit nochmal zurückrufen zu können. Aber das geht nicht. Nicht unter diesen Umständen. Man müßte jene Nacht, als ich den Men in Black begegnete, ungeschehen machen. Doch das ist nicht möglich. Ich werde immer die Erinnerung daran haben, daran und an die Zeit, die mehr als zwanzig Jahre meines Lebens prägte. Ich hatte es mir leichter vorgestellt. Nun weiß ich, daß ich einem Irrtum erlegen bin. Ich kann so nicht mehr leben, nicht mehr hier… Der Gedanke daran, daß ihr zu Freiwild der Men in Black werden könntet, läßt mir keine Ruhe mehr…«

»Du siehst die Dinge zu schwarz, Harry«, versuchte sie ihm zu widersprechen.

»Wenn es um diese Burschen geht, Carol, kann man gar nicht schwarz genug sehen. Die Farbe, mit der sie sich kleiden, scheint nicht zufällig gewählt. Schwarz – das ist die Farbe der Nacht und des Todes. Sie werden immer wieder kommen, wenn ich hier bleibe. Das Risiko ist zu groß…«

Harry und Carol waren aus einem Holz geschnitzt. Einer versuchte den anderen zu überzeugen. Harry hatte die besseren, einleuchtenderen Argumente.

Das nächtliche Ereignis auf dem Friedhof redete zudem eine eigene Sprache. Es würde, wenn es morgen bei Tagesanbruch entdeckt wurde, hektische Aktivitäten der damit befaßten Behörden auslösen. Aber schon jetzt war klar, wie die Untersuchungen ausgehen würden.

Kein Mensch würde auf die Wahrheit kommen. Wahrscheinlich nahm man an, daß ein Fremder, möglicherweise ein Terrorist, beim

Versuch, einen Sprengsatz in einem unzugänglichen Versteck aufzubewahren oder zusammenzubauen, ums Leben gekommen war…

Carol sah schließlich ein, daß ihr Bruder nicht anders konnte.

Wo immer er hinkam – die Männer in Schwarz würden schon da sein.

Daraus konnte er nur ein Fazit ziehen: er mußte so schnell wie möglich wieder weg.

Sie fuhren zur Farm zurück.

Auf der Fahrt nach dort machte Harry keinen Hehl daraus, daß sein Platz nicht mehr in dieser Welt war, sondern in einer anderen, die sich Xantilon nannte.

Dies schmerzte. Ihn und Carol. Tränen schimmerten in ihren Augen. Sie konnte ihn dazu überreden, wenigstens noch einige Stunden zu bleiben und über all das zu reden, was bis jetzt unausgesprochen geblieben war.

Sie versammelten sich im Haus.

Harry sah noch mal nach seinem kranken Vater, der von dem nächtlichen Besuch nichts mitbekam. Er blieb lange in dem Zimmer.

Dann kehrte er in den geräumigen und gemütlichen Living-Room zurück. Erinnerungen wurden ausgetauscht. Carol bereitete etwas zu essen.

Die Stunden vergingen wie im Flug.

Ehe der Morgen graute, verabschiedete sich Harry von seiner Schwester und war froh, daß die Männer in Schwarz nicht erneut aufgetaucht waren. Doch mit einem Mordanschlag mußte er, solange er sich in dieser Welt aufhielt, jederzeit wieder rechnen.

Er hätte noch viele Personen sehen mögen, wußte aber, daß er sich einen solchen Luxus nicht erlauben konnte.

Eine allerdings wollte er nicht auslassen…

»Patsy«, sagte er, »wir haben in dieser Nacht über alles mögliche gesprochen. Nur nicht über Patsy… Mir kommt es so vor, als hättest auch du absichtlich diesen Namen nicht genannt.«

»Du hast sie also noch immer nicht vergessen?«

»Nein. Ich mußte immer wieder an sie denken.«

»In diesen sechs Jahren?«

»In all den zwanzig Jahren«, berichtigte er sie. »Wie geht es ihr? Was weißt du über sie? Seht ihr euch manchmal noch?«

Carol Carson antwortete nicht sofort.

»Seit damals… habe ich sie noch sechs- oder achtmal gesehen. In den ersten Wochen nach deinem Verschwinden war sie fast jeden Tag hier gewesen, dann wurden ihre Besuche weniger, und sie war es schließlich, die den Kontakt ganz abbrach. Durch Dritte erfuhr ich, daß sie das Village verlassen hätte und in Los Angeles wohne…«

»In Los Angeles? Was macht sie denn da?«

Achselzucken. »Ich wollte sie immer mal besuchen. Ich habe ihre Adresse ausfindig gemacht. Sie soll dort verheiratet sein mit einem blinden Pianisten. Und ein Kind haben…«

*

Das seltsame Lichtspiel währte nur wenige Sekunden. Die Regenbogenfarben erloschen, die Wände nahmen wieder ihr dunkles, schmieriges Aussehen an.

Das Vibrieren hörte auf.

Björn Hellmark starrte Whiss an, der vor seinem Gesicht auftauchte und sich mit sanften Flügelschlägen in der Luft hielt.

»Jetzt ist genau das passiert, was ich eigentlich verhindern wollte«, wisperte der kleine Kerl. Er sah wütend aus. »Die ganze Zeit über spürte ich schon, daß etwas in der Luft lag. Ich habe unsere Mission so forciert, wie es nur möglich war. Ich wollte schnell zu einem Erfolg kommen. Doch manchmal lassen sich die Dinge nicht erzwingen… Carminias Aufenthaltsort ist uns nach wie vor unbekannt.«

»Dann haben wir mal wieder etwas Gemeinsames«, sagte Hellmark sarkastisch. »Die Korridore und Durchlässe, Brücken und Treppen scheinen überhaupt kein Ende zu nehmen. Hohlen und Verliese, offenbar für Gefangene gedacht, sind leer… Sonst alles in Ordnung? Oder gab es irgendwelche Zwischenfälle?«

Unabhängig von ihm operierten Rani und Danielle. Sie befanden sich in einer anderen Region des Labyrinths unterhalb des riesigen Palastes, und ihr Leben stand auf der Suche nach Carminia Brado auf dem Spiel.

»Bis jetzt ist alles gutgegangen«, antwortete Whiss. »Die Schwierigkeiten fangen allerdings erst an… Ich wollte hier nur nachsehen, ob mit dir noch alles in Ordnung ist. Dort oben wird’s meiner Meinung nach offenbar etwas ungemütlicher«, fügte er mit der größten Selbstverständlichkeit hinzu. »Es wimmelt von lauter freundlichen Bewohnern aus Gigantopolis.«

Auch Björn vernahm jetzt das Schaben und Schmatzen, schlurfende Schritte und Raunen.

Geduckt lief er die steil gewundenen Treppen nach oben und in die nächste Etage.

Die Wände schimmerten feucht, kopfgroße Pilze wuchsen darauf und verliehen der an sich schon unheimlichen Atmosphäre zusätzlich etwas Gespenstisches.

Die Monster waren nicht zu zählen. Dies schien einer ihrer Versammlungsorte zu sein. Die Gänge und Treppen mündeten hier. Wenn er, Björn, in den Palast wollte, dann mußte er den höhlenartigen Saal durchqueren.

»Kümmere dich um Danielle und Rani«, raunte Hellmark, während er schon mechanisch zum Armreif griff. »Ich komme hier allein zurecht. Von den Kerlen wird keiner mich sehen… Wir müssen es anders anpacken, Whiss.«

»Du wirst doch nicht schon wieder die gleichen Gedanken haben wie ich, Großer?«

»Das wird sich ’rausstellen, wenn ich dir meinen Vorschlag genannt habe. - Carminia zu suchen, ist eine gute Idee. Jemand danach zu fragen, der es mit Sicherheit wissen müßte, aber eine bessere…«

»Wir stimmen vollkommen überein. -Ich hab’ mich nach dem großen Schweinehund schon umgesehen«, fiel er unwillkürlich in Pepes Sprechweise. »Er ist nirgends auffindbar. Molochos scheint nicht in der Stadt zu sein, er ist wie vom Erdboden verschluckt. Der Thronsaal – steht leer…«

*

»Dann ist er woanders! Es ist ausgeschlossen, daß Gigantopolis die Position wechselt ohne Molochos’ Wissen und Einfluß…«

»Eben das genau wissen wir nicht«, gab Whiss zu bedenken. »Es gab Schwierigkeiten mit der Stadt. Sie läßt sich nicht einfach ›übernehmen‹. Apokalypta war die erste und anerkannte Herrscherin. Sie hatte Befehlsgewalt. Die Alptraumstadt war auf sie programmiert. Gigantopolis ist, wenn man so will, ein Wunderwerk aus Technik und dämonischer Magie. Wie dies alles zusammenwirkt, entzieht sich unserer Kenntnis. Solange wir nichts wissen, müssen wir von vorerst zwei alternativen Möglichkeiten ausgehen. Erstens - Molochos hat den Kniff ’raus und kann die Stadt steuern. Dann wäre der Abstieg in die Vergangenheit, den wir eben wahrgenommen haben, bewußt passiert. Zweite Möglichkeit: Molochos konnte die Bewohner von Gigantopolis zwar besiegen und unter seine Herrschaft zwingen – aber er weiß bis zur Stunde nicht, wie Gigantopolis unter seinen Willen zu zwingen ist. Dies würde bedeuten, daß der Ausrutscher in die Vergangenheit ein Malheur, ein Zufall – und damit ungewollt ist… Dies wiederum zwingt uns zwei andere Alternativen auf…«

»Deine Bekanntschaft mit dem PSI-Gebilde hat offenbar nicht nur dein Wissen und Selbstbewußtsein beträchtlich angehoben, sondern auch die Fähigkeit zu mathematischem Denken«, fiel Hellmark dem kleinen Kerl ins Wort, ehe der seine Ausführungen weiter spinnen konnte. »Deine Logik ist entwaffnend. Ich mache dir einen Vorschlag…«

»Der wäre?«

»Wir setzen unsere gemeinsamen Überlegungen fort, wenn wir eine zusätzliche Information haben, einverstanden? Ein Baustein mehr, und

schon wird's leichter.«

»Und wie sieht diese Information aus?«

»Das weiß ich jetzt noch nicht. Vielleicht kriegen wir sie da oben. Es muß einen Grund haben, daß sie sich gerade dort in der Etage so drängen… Und nun still, damit man nicht auf uns aufmerksam wird…«

Björn leitete die Unsichtbarkeit ein. Sie erfaßte ihn, das Schwert und Whiss, der es sich nicht nehmen ließ, in diesem Fall auf seiner Schulter Platz zu nehmen. Durch den direkten Körperkontakt mit Hellmark geriet er ebenfalls in das schützende Unsichtbarkeits-Feld.

Noch einige Schritte, und Hellmark tauchte mit seinem kleinen Begleiter an der schmalen Treppe ganz oben auf. Die Etage unter ihnen wirkte wie eine dunkle, tödliche Schlucht.

Die Ungeheuer, die in der riesigen, fast rechteckigen Höhle zu Hause waren, standen in Gruppen beisammen oder drängten sich vor der einen Wand, als gäbe es dort etwas zu sehen.

Hier oben wimmelte es von Leben.

Nicht nur die Monster gab es, auch Tiere, die in diesen Etagen offensichtlich zu Hause waren und sonst hier lebten.

Riesige Mäuse und Ratten, groß wie Kaninchen, glitten zwischen den Beinen der Herumstehenden hin und her.

Es war ein ständiges Rascheln und Tapsen zu hören, wenn die nackten Füße über den feuchten, steinigen Boden huschten.

In den Mauern gab es Löcher, die den Nagern als Nistplätze und Unterkunft dienten.

Kröten hockten in schmutzigen Lachen, gaben seltsame, gurgelnde Laute von sich. Die Tiere waren außergewöhnlich groß. Doch das allein ließ sie nicht so unheimlich wirken. Es war eher die Tatsache, daß die Warzen auf ihren feuchten Leibern aussahen wie Pestbeulen und die Augen noch mehr nach vorn standen als bei den Kröten, wie sie auf der Erde üblich waren. Außerdem hatten sie einen gezackten Schwanz, mit dem sie peitschenartige Bewegungen ausführten.

Die Tiere standen den Ratten in der Größe nicht nach, und unwillkürlich prägte Björn Hellmark im stillen für sich den Begriff ›Dämonen-Kröten‹.

Diese Ansammlung von Leben ließ Björn mißtrauisch werden.

Es sah gerade so aus, als würde sich hier alles versammeln, was atmete und sich bewegte. Vielleicht war diese Ansammlung von Leben sonst verteilt in den unteren Etagen und Korridoren. Die waren eigenartigerweise völlig steril gewesen.

Hier aber lebte jeder Quadratzentimeter Boden.

Käfer und Spinnen krochen über den Boden, aus Ritzen und Spalten der Wände. Irgend etwas zog sie an, rief sie…

Björn mußte höllisch aufpassen, in dem allgemeinen Gedränge

ringsum niemand anzurempeln oder auf die Kröten, Käfer und Spinnen zu treten. Manchmal lagen regelrechte Knäuel herum. Da hockten Spinnen auf Kröten und auf den Spinnen wiederum Kröten, als wollten sie einen Turm bauen, um etwas von dem mitzubekommen, was sich da jenseits der lebenden Mauer abspielte.

Hellmarks Vorsicht war umsonst.

Das Gewimmel um ihn herum und auf dem Boden war so dicht, daß er nicht immer rechtzeitig ausweichen konnte.

Er stieß ein Monster an, ein zweites…

Sie konnten ihn nicht sehen, aber nun mußten sie doch bemerken, daß da einer war, der nicht hierher gehörte. Waren sie denn nicht vorgewarnt?

In dem allgemeinen Gedränge jedoch fiel nicht auf, wer wen schubste. Daß dabei Kröten, Spinnen und Käfer zertreten wurden, daß auch manche Ratte einiges abbekam, schien niemand zu stören.

Keiner kümmerte sich darum. Alle starrten gespannt auf die Wand, die schätzungsweise eine Länge von fünfzig Metern hatte und sich im Halbdunkeln verlor.

Der unsichtbare Björn Hellmark nahm nun ebenfalls keine Rücksicht mehr auf das Gedränge. In dem allgemeinen Durcheinander und der Ansammlung fiel seine Bewegung nicht auf und registrierte keiner, daß sie von einem Unsichtbaren kam.

Seine Nähe nahmen die Monster nicht unangenehm wahr. Da mußte er einem glücklichen Zufall dankbar sein. Wäre er jetzt im Besitz der Dämonenmaske gewesen, hätte sich manches anders ereignet. Allein die Nähe der Maske bewirkte, daß die Dämonischen unruhig wurden und das Weite suchten.

Ein großes Problem war schon das ›Schwert des Toten Gottes‹.

Es war zwar unsichtbar, aber nicht immateriell.

Es war als ›Körper‹ vorhanden, und so mußte er äußerste Vorsicht walten lassen, um keinen Dämonen aus dem Reich des Unsichtbaren zu berühren.

Wenn auch nur einer leicht angetippt wurde, bedeutete dies den Untergang des Betreffenden. Er würde sich in eine Schwefel-Wolke verwandeln und verflüchtigen. Dies jedoch würde nicht passieren, ohne die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

So wurde Hellmarks Weg durch die Reihen und Gruppen der Dämonischen zu einer Art Spießrutenlaufen.

Ständig mußte er damit rechnen, daß ein Dämon das Schwert berührte, ohne daß er selbst es wollte.

Er hielt den Atem an, drängte sich weit außen an den Gruppen vorbei und nutzte jeden Zwischenraum.

Er achtete nicht mehr auf das Getier, das am Boden herumkroch. Unter seinen Sohlen schmatzte es manchmal.

Dreißig Meter von der obersten Treppe entfernt entdeckte er eine Stelle, die weniger stark frequentiert war.

Die Unheimlichen aus' der Alptraumstadt standen vor der Wand wie vor einem Aquarium. Was sahen sie? Und warum konnte er nichts wahrnehmen?

Er hatte Gelegenheit, näher heranzugehen.

Und dann sah er es plötzlich.

Die Wand vor ihm war wie eine Milchglasscheibe. Er nahm dunkle, schattenhafte Bewegungslinien dahinter wahr. Als ob sich darin eine Flüssigkeit befände, in deren Auftrieb sich Unterwasserpflanzen und geheimnisvolle Tiere bewegten.

Noch einen Schritt nach vorn.

Da wurde ihm bewußt, daß die Entfernung von der Wand maßgebend war für die Klarheit der Sicht, und er begriff, weshalb die meisten Dämonischen so nahe davor standen.

Sie wollten alles sehen. Und wenn sie es gesehen hatten, dann gingen sie wieder zurück und ließen andere vor- oder ihr Platz blieb leer.

Hellmark bemerkte einen freien Platz.

Der Atem stockte ihm.

Die Wand war jetzt kristallklar, und er sah wie in ein Aquarium, eines das mindestens sechzig bis siebzig Meter lang war und etwa fünfzehn hoch.

Hinter dem Glas befanden sich Riesenmoleküle. Lautlos schwebten sie wie aufgeblasene Ballons in einer Flüssigkeit, deren Farbe fahl und unansehnlich war.

Wie Planeten um die Sonne, so kreisten manche Moleküle um sich selbst und glitten dabei noch im Verband durch den gigantischen Hohlraum, der sich im Innern der Mauer befand.

Björn Hellmarks Hirn begann wie ein Computer zu arbeiten.

In diesem riesigen und doch begrenzten Raum wurde so etwas wie ein verkleinertes Universum gezeigt. Die Moleküle standen manchmal dichter beisammen, dann war es ein ›Sonnensystem‹, viele solcher Systeme ballten sich zusammen zu größeren Ansammlungen, sogenannten ›Milchstraßen‹. Und alles war in Bewegung, die Moleküle drehten sich um ihre eigene Achse, um ein ›Molekül‹ das im Mittelpunkt ruhte.

Die einzelnen Systeme strebten rasch voneinander weg. Dies erweckte den Anschein, als würden die Moleküle weniger, die Flüssigkeit dünner werden.

Hellmark und Whiss waren fasziniert vom Anblick, der sich ihnen bot.

Dieses künstliche, in einem Aquarium funktionierende ›Weltall‹ aber enthielt noch mehr Überraschungen.

Sie sahen – Molochos, den Dämonenfürsten!

Wie ein Schatten war sein Abbild, das so groß wie das Behältnis war.

Im ersten Moment erfaßt Hellmark nur die Umrisse des Körpers. Wie eine Fliege, die auf einem Schreibtisch landet, nur einen Teilausschnitt wahrnimmt, so nahm auch er nur einen Teilausschnitt der Oberfläche wahr, bis ihm die Ungeheuerlichkeit voll bewußt wurde.

Molochos – war so groß wie das Behältnis und füllte es in seiner ganzen Größe aus!

*

Der Mann von Marlos wandte den Kopf.

Er spähte schräg nach vorn, an der durchsichtigen Wand entlang.

Dies war Molochos' Oberkörper, seine Arme, ein Teil seiner Brust – und dort vorn, riesig groß und aufgebläht, das Gesicht mit den grausamen Zügen.

Die Flüssigkeit durchströmte seinen Körper wie ein Licht. Alle Poren wurden durchflutet. Auch die Moleküle passierten Molochos' Körper.

Hier fand ein Kontakt statt, ein ›Austausch‹.

Von Körperlichkeit, Geist, hier wurde ein lebendes Wesen abgetastet, angenommen…

Die Moleküle waren ein Teil der Alptraumstadt, ein Teil jener ungeheuerlichen Mischung, die Whiss eine ›Stadt aus Technik und Magie‹ nannte.

Die Moleküle ergriffen Besitz von Molochos' Körper, und Molochos seinerseits nahm Besitz von der Welt, die ein Teil seiner selbst war. Gigantopolis gehörte von dieser Stunde an wirklich ihm. Seine Gedanken konnten die Stadt befehligen, sein Wille und die Aktionen, die Gigantopolis von der tiefsten Vergangenheit in die Gegenwart bringen konnten, wurden eins.

Molochos hatte den Weg entdeckt. Durch Zufall? Durch Verrat? War die Zeit nach seinem Sieg über Gigantopolis reif gewesen – und war ihm das Geheimnis dann einfach in den Schoß gefallen?

Diese Dinge hätte Björn gern gewußt.

Doch die Zeit war noch nicht reif. Er sollte sich weiter herumquälen mit diesen Gedanken.

Das eintretende Ereignis verlangte zunächst – eine Reaktion von ihm.

Er fühlte den Druck in den Hüften.

Da griff jemand nach ihm!

Aber das war doch ganz unmöglich?!

Er trug nach wie vor Velenas Armreif und konnte eindeutig feststellen, daß die Tarnung funktionierte.

Im Gegensatz zu den Ungeheuern an seiner Seite, deren Spiegelbilder auf der Glaswand matt schimmerten, war von ihm nichts zu sehen.

Noch während Björn herum wirbelte, erfolgte der zweite Stoß. Diesmal eindeutig ein Angriff.

Hellmark stand einem Dämon gegenüber, dessen Krokodilschädel auf einem dünnen Hals wankte wie eine Tulpenblüte auf einem zu weichen Stengel.

Der Unheimliche hatte die vermeintlich freie Stelle vor dem ›Aquarium‹ einnehmen wollen – und war gegen den unsichtbaren, aber körperlich voll vorhandenen Hellmark gestoßen.

Das erste Mal war das Monster überrascht, das zweite Mal wütend und erkannte, daß hier etwas nicht stimmte.

»Da ist einer!«

Björn sollte nie erfahren, wer den Ruf ausstieß.

Es kam Bewegung in die Reihen der Beobachter, die sich das Schauspiel des dämonischen Molochos-Bades nicht entgehen lassen wollten.

Ein Feind!

Molochos selbst hatte davor gewarnt und ihnen höchste Aufmerksamkeit eingeschärft.

Das Ungeheuer, das auf den Unsichtbaren geprallt war, reagierte deshalb auch sehr schnell.

Bein zweiten Vorstoß hielt es schon sein breites, funkelndes Schwert in der Hand und stieß zu.

Björn erkannte die tödliche Gefahr gerade noch rechtzeitig.

Er brachte sich mit einem blitzschnellen Sprung auf die Seite, knallte gegen ein anderes Monster, das gegen die Glaswand flog.

Der Angreifer wurde durch seinen eigenen Schwung nach vorn gerissen. Die Schwertspitze knallte auf das durchsichtige Mauerwerk, ein heller Quietschton entstand. Das Metall hinterließ auf dem Glas einen langen Kratzer.

Hellmark parierte sofort.

Das ›Schwert des Toten Gottes‹ stieß nach vorn. Er bewegte es mit einer Leichtigkeit, wie nur er es konnte. Ohne Kraft traf auch die Schwertspitze den Feind, der sofort nachstoßen wollte.

Das Monster stand wie erstarrt und löste sich in einer lautlosen Explosion auf. Die gelbe Wolke stieg kerzengerade in die Höhe und hüllte andere Dämonen ein, die inzwischen auf die seltsame Auseinandersetzung aufmerksam geworden waren.

Björn Hellmark erledigte mit blitzschnellen Attacken drei, vier weitere der unheimlichen Gegner, ehe sie den Kreis um ihn schlossen.

Der Unsichtbare war umzingelt, und auch wenn sie ihn nicht visuell wahrnehmen konnten, wußten sie doch, wo in etwa er sich aufhielt:

Die freie Stelle vor der Glaswand, in der Molochos sein rätselhaftes Molekül-Bad fortsetzte, ohne auf die Ereignisse jenseits des Behältnisses zu reagieren.

Bekam er die Dinge gar nicht mit?

Björn hatte keine Zeit mehr, über diesen Umstand nachzudenken.

Sie griffen an!

Rund zwanzig Schwertspitzen stießen wie auf ein Kommando gleichzeitig auf ihn herab…

*

Er spürte die Sehnsucht in seinem Herzen brennen und wollte sie stillen.

Er weihte Macabros und Carol in seine Absichten ein.

»Bevor ich endgültig untertauche, möchte ich sie noch wiedersehen«, sagte er verträumt, und der eisenharte Bursche, der in zahllosen Kämpfen seinen Mann gestanden hatte, wirkte seltsam entrückt. »Ich fahre nach Los Angeles. Carol…, du mußt mir den Wagen geben…«

Sie nickte. »Nicht nur ihn. Du wirst noch mehr brauchen. Etwas anderes zum Anziehen und Geld. Deine Kleider – sind noch hier im Haus…«

»Ihr habt sie über sechs Jahre hinweg aufgehoben?«

»Yes. Dein Schicksal war nie geklärt. Und Mutter war stets davon überzeugt, daß du doch eines Tages mal wieder hier auftauchen könntest. Über das Grab hinaus hat sie recht behalten…«

Aus einem Schrank, der auf dem Speicher stand, holte sei ausgewaschene Bluejeans und ein kariertes Hemd, nach dem er gefragt hatte.

Alle diese Gespräche und Aktionen bekam auch Henri Grande mit, der sich auf die Dinge keinen Reim machen konnte. Das ungewöhnliche Abenteuer reizte ihn jedoch so sehr, daß er sich entschloß, diesen Ort nicht zu verlassen und in der Nähe dieser beiden ungewöhnlichen Männer zu bleiben.

Harry Carson zog sich um, nahm das Geld dankend an und meinte, daß es eben reiche, um es in der Großstadt Los Angeles innerhalb von zehn Minuten zu verprassen, und nahm dann Abschied von seiner Schwester.

»Danke für alles«, sagte er. »Ich habe mich sehr gefreut, euch wiederzusehen. Alles Gute für Vater. Ich hoffe das Beste für ihn. Sag' ihm nicht, daß ich hier war. – Und vielleicht komm' ich doch mal

wieder…«, fügte er zögernd hinzu.

»Du sagst es, als hättest du dazu noch mal Gelegenheit.«

»Wer weiß? Wenn – dann unter besseren Bedingungen. Vielleicht komme ich an jenem Abend wieder«, lächelte er, »an dem ich eigentlich verschwand…«

*

Doch schon als er dies sagte, wußte er, daß er einen solchen Versuch nie freiwillig unternehmen würde. Die Episode in dieser Nacht hatte ihm gezeigt, daß sein Schicksal seine Bestimmung war. Sein Platz war nicht mehr auf dieser Erde…

Harry Carson küßte seine Schwester leicht auf die Stirn.

Bis Los Angeles waren es zwei Stunden Fahrzeit. Dann würde der Morgen grauen und auf der Farm das Leben beginnen. Bis die ersten Bewohner aufstanden, mußte er weit vom Schuß sein.

»Stell' den Wagen in der Straße ab, in der Patsy wohnt. So habe ich einen Grund, nach Los Angeles zu fahren und ihn zurückzuholen. Bei dieser Gelegenheit werde ich auch bei Patsy mal 'reinschauen.«

»Tu' das – vielleicht hättet ihr nicht so lange warten sollen damit…«

Er wollte noch etwas hinzufügen, als er im Haus ein Geräusch vernahm.

Seine Muskeln spannten sich sofort.

Ein erneuter Angriff! War ein Mann in Schwarz heimlich ins Haus geschlichen, um…

»Keine Sorge«, sagte Carol da, »Vater…«

Das Gemurmel kam aus dem Schlafzimmer, und dann schrillte die Klingel durch das Haus.

»Er klingelt nach mir. Offenbar ist etwas«, sagte sie sorgenvoll und eilte in den Flur.

Das Schlafzimmer lag nur wenige Schritte entfernt. Carol Carson schaltete das Licht ein und ließ die Tür spaltbreit hinter sich geöffnet.

»Dad?« fragte sie.

Der Mann im Bett schloß geblendet die Augen.

Er atmete ruhig. Auf den ersten Blick war kein Grund zur Besorgnis.

George Carson richtete sich auf, lauschte und gab seiner Tochter durch einen Wink zu verstehen, daß sie schweigen sollte.

»Ich hätte schwören können, daß ich… ihn gehört habe, Carol«, sagte er nachdenklich.

»Was hast du gehört, Dad?«

»Eine Stimme, Carol… Harrys Stimme. Sie war ganz nah'…«

Die Frau lächelte. »Du hast geträumt, Dad. Wie anders hättest du

auch Harrys Stimme hören können?«

Sie setzte sich zu ihm aufs Bett und begann mit ihm zu sprechen.

Er trank etwas und legte sich dann wieder zurück.

Carol Carson löschte das Licht und verließ das Zimmer.

Als sie in den gegenüberliegenden Raum kam – war der leer.

»Harry!« entfuhr es ihr. Sie lief hinaus vor die Tür.

Der Buick war verschwunden.

Minutenlang stand sie da, starrte in die Nacht und hing ihren Gedanken nach.

Während sie mit ihrem Vater gesprochen hatte, war Harry mit seinem Begleiter heimlich aus dem Haus geschlichen und weggefahren.

Sie wußte, daß sie ihn nie wiedersehen würde…

*

»Ungewohnt, wieder am Steuer zu sitzen«, murrte Harry Carson, und man merkte ihm an, daß er anfangs nicht so recht mit der Führung des Buick zurechtkam. »In der Zwischenzeit komme ich besser mit einem Llonoll zurecht…« Er lachte.

Einige Meilen außerhalb fuhr er schon schneller, schaltete elegant und lehnte sich in die weiche Polsterung zurück.

»Auf nach Los Angeles. Am liebsten würd’ ich mit Patsy ’ne Tasse Kaffee trinken… Wird’ sich wohl nicht einrichten lassen…«

Je weiter sie sich von der Farm entfernten, desto aufgekratzter wurde er. Er schaltete das Radio ein und hörte die neuesten Hits. Er konnte keinen einzigen mitsingen oder mitpfeifen. »Da fehlen die Oldies, ›Björn‹. Du solltest mal an den Sender schreiben. Sechs Jahre sind eine kurze Zeit, aber kein einziger Song ist mir bekannt…«

Wenig später fuhr Harry auf den Motorway. Kein Auto war weit und breit.

Er gab Gas. Der schwere Buick lag wie ein Brett auf der Straße.

Da tauchte der Schatten auf.

»Achtung, ›Björn‹!« brüllte Harry noch.

Die Bewegung war direkt vor dem Frontfenster. Sofort den Fuß vom Gaspedal nehmen und bremsen war eins.

Carson war erschrocken, hatte jedoch seine Nerven noch unter Kontrolle und handelte nicht panikartig.

Seine Augen weiteten sich.

Der Buick ließ sich nicht bremsen und raste mit der gleichen Geschwindigkeit auf der kerzengeraden Fahrbahn weiter, als wäre Carson überhaupt nicht aufs Pedal gestiegen.

Und vor der Frontscheibe hing noch immer der Schatten…

Nur auf den ersten Blick wirkte er so.

Er war fest umrissen und hatte die Form eines Totenschädels, wie ihn Harry noch nie gesehen hatte.

Er war kugelrund, groß waren auch die Augenhöhlen und auffallend breit, die ganze untere Gesichtshälfte einnehmend, war der Mund. Ein Nasenloch existierte nicht. Dafür prangte auf dem kahlen, rissigen Schädel ein hornartiger Kamm, der sich bis in den knöchernen Nacken hinunterzog.

Der Totenschädel hing direkt vor der Windschutzscheibe und machte die rasende Fahrt mit, ohne das Glas zu berühren. Und Harry kam es so vor, als ob der Knochenkopf grinste.

Das Gebein war nicht fahl, sondern blau.

»Der Guuf…, der blaue Totenschädel des Guuf-Magiers!« entfuhr es Macabros, und sein Gesicht war ein einziges Fragezeichen.

*

»Lorette?« flüsterte eine Stimme.

Die junge Witwe fuhr zusammen und schlug die Augen auf.

Im ersten Moment wußte sie nicht, wo sie sich befand. Dann erfüllte die Erinnerung wieder ihr Bewußtsein mit all den Dingen, die sie am liebsten für alle Zeiten vergessen hätte.

»Josephine?« fragte sie irritiert. »Wie kommst du denn hier in die Kapelle? Oh, entschuldige… Ich muß wohl kurz eingenickt sein. Das ist mir unangenehm. Ich hatte mir vorgenommen…«

»Die ganze Nacht zu wachen, ich weiß. Du hast dir damit etwas zuviel zugemutet. Du bist erschöpft, das hältst du nicht durch. Wenn du jetzt schon abbaust, wirst du die beiden nächsten Tage nicht überstehen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es in Henris Sinn läge, daß du dich kaputt machst. Komm, ich bring' dich 'rüber. Schlaf noch ein paar Stunden…«

Als sich Lorette Grande erheben wollte, beklagte sich etwas miauend unter ihrem knöchellangen schwarzen Rock. Der kleine Kopf einer grau-weiß-gefärbten jungen Katze kam unter dem Saum hervor.

»Oh, wen haben wir denn da?« fragte Josephine erstaunt.

»Ah, die Katze!« murmelte Lorette matt. »Ich hatte sie ganz vergessen. Sie kam heute nacht in die Kapelle – es muß gegen Mitternacht gewesen sein… Seitdem weicht sie mir nicht mehr von der Seite. Sie scheint sich in meiner Nähe geborgen zu fühlen.«

»Miiaauuu«, klang es kläglich zwischen den duftenden Blüten, in die sich das Tier gesetzt hatte, als könnte es Lorette Grandes Worte verstehen.

Die Witwe bückte sich, hob das miauende Tier auf und streichelte es. Die Katze begann wieder zu schnurren, ihre Augen strahlten, und sie fühlte sich offensichtlich rundherum wohl.

»Es ist jetzt drei Uhr. Du kannst noch drei bis vier Stunden schlafen. Das ist nicht viel, aber wenigstens etwas.«

»Josephine, ich schäme mich, ich…«

»Denke an dich! Was passiert ist, ist schmerzlich. Aber davon, daß du noch umkippst, wird Henri nicht mehr lebendig. Meine Worte mögen hart klingen, aber sie sind wahr… Das Leben geht weiter, Lorette. Du mußt weiterleben!«

Josephine wollte ihre Schwester zum Haus hinüberbegleiten. Die Tür der Kapelle stand weit offen, die kühle Nachtluft fächelte angenehm Lorettes heiße Stirn.

Sie warf einen langen Blick auf den Toten. »Voilà, Josephine, ich bin einverstanden. Setz' du die Totenwache fort. Vielleicht hab' ich mir wirklich zuviel vorgenommen…«

Sie verließ die Kapelle, nahm die Katze mit und streichelte sie gedankenverloren auf dem Weg zum Haus.

Vontox, der Magier aus Lemuria, beutete die Liebe, die ihm zuteil wurde, aus. Er wartete auf seine Stunde, um Lorette Grande und die Menschen, die an diesem Tag nach dem traurigen Ereignis bereits in ihr Haus gekommen waren, zu seinen Sklaven zu machen. Menschen bedeuteten – Energie. Energie für seine magischen Kräfte, die in Lemuria durch Taya und einen unsichtbaren Helfer gelitten hatten…

Lorette Grande stellte der jungen Katze eine Schale mit Milch hin, die sie ausschlabberte.

Todmüde und wie erschlagen fiel die Frau ins Bett und fand glücklicherweise gleich Schlaf.

Die Katze lag am Fußende, und in ihren Augen glitzerte es kalt.

*

»Ich weiß nicht, was los ist!« überwand Harry Carson seine Überraschung, ohne den Blick von dem unheimlichen Totenkopf wenden zu können. »Der Wagen reagiert auf nichts mehr. Wir rasen ohne Kontrolle auf der Straße dahin.«

»Der blaue Guuf-Schädel besitzt magische Kraft!« sagte Macabros. »Aber – er kann eigentlich nicht hier sein, Harry.«

»Was ist der blaue Guuf-Schädel?«

»Es würde zu weit führen, dir alles zu erklären. Vielleicht ein andermal…«

Carson lachte rauh. »Du bist ein unverbesserlicher Optimist. Ein andermal? Bei diesem Tempo werden wir gleich abheben und wie eine Rakete zum Mond sausen. Da wird's kein andermal geben, ›Björn‹. Es sei denn, wir geraten mal wieder vom Regen in die Traufe. Es könnte sein, daß der Mond den Männern in Schwarz als Basis dient und wir dort durch Zufall auf eines ihrer Flugobjekte stoßen und die Chance

erhalten, dorthin zurückzukehren, woher wir gekommen sind.«

»Du scheinst dir das förmlich zu wünschen.«

»Um ehrlich zu sein – ja. Xantilon war das kleinere Problem, wie es mir fast scheint.«

Der Guuf-Schädel glitt auf die rechte Seite des Fensters, hing nun Macabros genau gegenüber, und die leeren Augenhöhlen waren durchdringlich auf ihn gerichtet.

»Ich habe eine Botschaft für dich«, sagte der Totenschädel.

»Wenn du wirklich keine Fata Morgana bist, dann sprich«, reagierte Macabros. »Dein Auftauchen hier ist ungewöhnlich und paßt nicht in diese Zeit.«

Er dachte daran, daß es sich vielleicht um einen neuen Trick der Men in Black handelte.

Sie allein waren derzeit ihre Feinde. Sie würden alles daransetzen, sie zu vernichten und als Zeugen auszuschalten. Und welcher Tricks und Mittel sie sich dabei bedienen konnten, ließ sich nicht mal ahnen. Die Männer in Schwarz waren eine Gruppe, um die sich große Rätsel rankten…

»Ich habe dich lange gesucht«, fuhr der Guuf-Schädel fort, während das Auto mit unverminderter Geschwindigkeit über die Fahrbahn raste, ohne daß Harry Carson es beeinflussen konnte.

»Und wie hast du mich gefunden?«

»Ein Magier kann viel, wenn er es richtig anfängt.«

»Kann er auch die – Zeit besiegen?« fragte Macabros schnell.

»Nicht direkt. Aber es gibt gewisse Hilfsmittel, deren er sich bedienen kann.«

Vor Macabros' geistigem Auge liefen rasch die Bilder ab, Erinnerungssequenzen, die er vom Zusammentreffen mit dem Guuf-Schädel hatte.

Durch Jim, den Guuf, der auf der Insel Marlos lebte, war der Kontakt praktisch zustande gekommen.

Björn Hellmark erbeutete den Guuf-Schädel und brachte ihn später auftragsgemäß in einen Tempel, der in einer anderen Dimension lag. Dort begann der leblose Schädel zu ihm zu sprechen. Der Totenkopf des Guuf-Magiers spielte eine Rolle bei den dreizehn Wegen in das Grauen.

Nach seiner Botschaft, die Björn Hellmark auf die gefangene Taya aufmerksam machte, verschwand der blaue Totenkopf. Er ging in Lemuria verschollen. Und nun tauchte er in dieser Welt wieder auf, und zudem noch in der Vergangenheit, wenn man den Zeitpunkt seiner Ebene berücksichtigte.

»Und was sind das für Hilfsmittel?«

»Manchmal der Zufall, manchmal die Schwäche eines Gegners«, orakelte der Guuf-Schädel und Macabros mußte sich im stillen

eingestehen, daß er mit diesem seltsamen ›Wesen‹ nie so recht klargekommen war. Durch den Guuf war er praktisch mit Taya, der Vogelfrau, zusammengekommen. Dies aber hatte nicht in Ak Nafuurs Pläne passen können, der von Anfang an eine Hinterlist plante und auch ausführte. Ak Nafuur war der Geburtsnahme Molochos' der sich von einem bestimmten Zeitpunkt seines Lebens an der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my verschrieb. »Diesmal ist beides zusammengekommen. Ich habe eine Botschaft Tayas an dich…«

Macabros beugte sich unwillkürlich vor, während Harry Carson sich in die weichen Polster zurücklehnte.

Er hatte die Hände auf den Schoß gelegt. Mit hoher Geschwindigkeit raste der Buick noch immer über die Fahrbahn, und es war nicht nötig, ihn zu lenken. Das alles geschah automatisch.

»Taya?« echote Macabros. Der Name elektrisierte ihn.

»Ich habe eine Abmachung mit ihr getroffen. Ich soll dich suchen und dir mitteilen, daß Lemuria frei sein und wieder so sein kann, wie es den Völkern Lemurias entspricht. Ohne die Herrschaft eines einzelnen, despotischen Magiers.«

»Du sprichst von – Vontox!«

»Ja. Er ist der Feind, der alle beherrschen will. Taya konnte ihn vertreiben – mit meiner Hilfe.«

»Dann bist du Tayas Vertrauter?«

»Ja. Und ihr Botschafter.«

Macabros' Gedanken kreisten wie ein Karussell.

Konnte er dem blauen Guuf-Schädel vertrauen? War es dessen Ziel von Anfang an gewesen, Verrat zu üben?

Guuf war den Dämonen und ihren Schergen verpflichtet. Was hatte diesen Guuf-Magier, von dem nur noch der Kopf existierte, dazu veranlaßt, sich auf Tayas Seite – und damit auf die Seite des Guten – zu stellen?

»Ich soll dir berichten, daß Vontox fliehen mußte. Seine Kräfte sind stark beeinträchtigt. Er will sie wieder auffüllen. Wir brauchen deine Hilfe.«

»Und wie soll diese sich äußern?«

»Du sollst Vontox endgültig besiegen.«

»Das will ich gern tun. Doch – wo finde ich ihn?«

»In der Zeit, in die du eigentlich gehörst, in der Zeit, die deiner eigenen Ebene entspricht.«

»Dann verrate mir, wie ich das bewerkstelligen kann. Ich kenne die Lösung leider nicht.«

»Es gibt mindestens zwei Wege, der eine davon ist gangbar, wenn wir die Voraussetzungen nutzen, die Vontox selbst geschaffen hat – ohne daß er sie bisher erkennt. Wenn er es allerdings bemerkt, ist es für alles zu spät.«

»Was sind das für Voraussetzungen?«

»Ich werde sie dir nennen, jetzt, da ich weiß, wo und wie ich dich wiederfinden kann.«

»Und was hindert dich daran, sie gleich zu nennen?«

»Die Umstände. Sie sind einmalig und beruhen auf einem phantastischen Zufall. Und wenn derjenige, der sie mitträgt, vorzeitig davon unterrichtet ist, kann der Plan mißlingen. Weil die Brücke dann zusammenbricht… Ich werde mich wieder melden…«

Der blaue Guuf-Schädel reagierte sofort. Der Abstand zwischen ihm und der Frontscheibe vergrößerte sich schnell, und er tauchte ein in den grauen Himmel. Dann war er nicht mehr zu sehen.

Im gleichen Augenblick, als seine Anwesenheit zu Ende ging, ließ sich der Buick wieder steuern, bremsen und beschleunigen… Alles funktionierte wieder einwandfrei. Die magische Kontrolle, die der blaue Totenkopf demonstrativ ausübte, brach zusammen.

Zwischen Macabros' Augen stand eine steile Falte.

Er konnte mit der letzten Bemerkung nichts anfangen.

Er ahnte nicht, daß es in ihrer unmittelbaren Nähe noch jemand gab, der sich Gedanken über das ›Gehörte‹ machte.

Henri Grandes Geist...

Er war sehr nachdenklich geworden, und eine stille Ahnung erfüllte ihn, auch wenn sich die ganze Wahrheit nicht einstellen konnte.

Er hatte damit zu tun.

Doch das wußte er noch nicht.

*

Noch eine halbe Stunde bis Los Angeles…

Harry Carson und Macabros unterhielten sich angeregt über das, was geschehen war.

Macabros äußerte den Verdacht, daß der blaue Guuf-Schädel nicht wirklich und materiell vorhanden gewesen war, sondern in Form einer Halluzination vor ihnen auftauchte.

Für diese Wahrscheinlichkeit sprach auch die 'massive Kontrolle über das Fahrzeug. Sie war ein untrügliches Zeichen für das Kraftfeld, das minutenlang wie eine Kuppel über ihnen allen gelegen hatte.

Der blaue Guuf-Schädel hielt sich in der Zeit-Ebene auf, in der für sie eigentlich › Gegenwart ‹ war.

Um so unverständlicher war es, daß der blaue Guuf-Schädel von dieser Gegenwart in ihre augenblickliche Vergangenheit hatte vorstoßen können.

Es war allein mit magischen Mitteln nicht zu schaffen.

Sie blieben vorerst allein mit diesem Rätsel, und ihre Gedanken

gingen in eine andere Richtung, als sie auf dem Ramona Boulevard Downtown Los Angeles ankamen.

Die Stadt erwachte zum Leben.

Autos kamen ihnen entgegen, andere fuhren mit ihnen nach Los Angeles hinein. Der Morgen graute.

»Los Angeles«, geriet Harry Carson ins Schwärmen. »Das ist Hollywood und der Sunset Boulevard, das ist der Griffith Park und Catelina Island…« Er zählte weitere Punkte auf und machte Macabros den Vorschlag, mit ihm einen Nacht-Trip durch die weltberühmte, aufregende Stadt zu machen. »Nach all den vielen Jahren in der Wildnis ist das genau der richtige Ausgleich…«

»Vorhin hat es dich wieder in die Wildnis zurückgezogen«, rückte Macabros seinen sprunghaften Freund zurecht.

»Man müßte das eine wie das andere haben.«

»Über den Nachtbummel können wir später reden. Davon schon um die Frühstuckszeit zu beginnen, erscheint mir ein bißchen suspekt. Wer weiß, ob wir dann noch in Los Angeles sein werden.«

Nun war es Harry, der seine Überraschung zeigte.

»Du sprichst den Namen der Stadt aus, als gäbe es in der Welt, aus der du kommst ähnliches.«

»Ich habe dich schon mehr als einmal wissen lassen, daß unsere Welten dicht beieinander liegen.«

Doch Harry ließ sich nicht überzeugen.

Nach all den Erlebnissen, die er in Xantilon gemeinsam mit seinem Begleiter hatte, ließ er sich nicht davon abbringen, daß der tapfere blonde Mann an seiner Seite von einem anderen Stern kam. ›Björn‹, wie er sich am liebsten nennen ließ, konnte mit dem Schwert umgehen wie ein Magier mit dem Zauberstab.

Und – er war unverwundbar. Er konnte nicht verbrennen, nicht durch eine Kugel oder einen Schwerthieb umkommen. Er war nicht aus Fleisch und Blut.

Damit hatte er recht, ohne allerdings zu ahnen, wie die Dinge wirklich zusammenhingen…

Vom Ramona Boulevard fuhr er auf die Macy-Street und bog dann links in den Broadway ein.

Die breite Prachtstraße lag wie ein Brett vor ihnen. Zu beiden Seiten Geschäfte, Kabaretts, Kinos und Theater, die noch geschlossen hatten. Erste Passanten auf den Bürgersteigen und Taxis kreuzten ihren Weg.

Der Broadway schien kein Ende zu nehmen.

Harry Carson saß da wie verklärt, und Macabros beobachtete ihn von der Seite her. Er hätte nicht in Harrys Haut stecken wollen und konnte sich lebhaft vorstellen, wie zerstritten die Gefühle waren, denen er ausgesetzt war.

Dies war seine Welt. Hier hatte er seine ersten Eindrücke gehabt, seine ersten Erlebnisse… es zog ihn hierher zurück. Aber er fühlte sich auch Xantilon zugehörig. Eine Welt der Abenteuer und Gefahren, eine Männerwelt!

Da waren die Männer in Schwarz… in allen Zeiten und Regionen. Niemand von ihnen wußte, wann, wo und wie sie wieder aufkreuzten.

Harry Carson fuhr betont langsam.

Am Ende des Broadway steuerte er in die Figueroa Street. Unweit des gleichnamigen Hotels standen einige Wohnhäuser, in Nummer 837 wohnte Patsy.

Harry ließ den Buick auf den Parkstreifen rollen. Der athletische Mann konnte von der gegenüberliegenden Straßenseite das zwischen den Bäumen liegende Haus gut beobachten. Vom Zauntor führte ein Plattenweg direkt zum Bungalow.

Vögel zwitscherten. Hinter den Fenstern brannte Licht. Schattenhafte Silhouetten waren zu sehen.

Harrys Unruhe wuchs.

Er griff nach der zerdrückten Zigarettenschachtel in der Brusttasche seines karierten Hemdes und klopfte ein Stäbchen heraus.

»Willst du eine?« fragte er automatisch, ohne den Blick von dem Anwesen gegenüber zu lassen.

»Danke«, lehnte Macabros ab und grinste. »Götter rauchen nicht.«

»Hab' ich mir bereits gedacht«, erwiderte Harry Carson lakonisch. »Während meiner Zeit auf Xantilon habe ich immer nur Kriegs- und Friedenspfeifen geraucht. Seit ich wieder zivilisiert bin, darf ich mir wieder eine Zigarette erlauben… Und gerade jetzt hab' ich sie ganz dringend nötig, weil ich nämlich nervös bin.«

»So, wie du schon lange nicht mehr warst, wie?«

»Okay…«

Die Tatsache, daß er Patsy so nahe war und sie doch nicht sehen konnte, setzte ihm zu.

Er stieg schließlich aus und wanderte die Straße entlang. Macabros ließ ihn keine Sekunde aus den Augen. Der seelische Zustand seines Freundes gefiel ihm nicht.

Dann tat sich drüben am Haus etwas.

Die Tür ging auf.

Ein kleiner Junge, etwa sechs Jahre alt, rannte den Plattenweg nach vorn, um das Einfahrtstor für den Wagen zu öffnen. Die große schlanke Frau mit dem dunklen Haar und dem Aussehen eines Filmstars begab sich in die Garage und startete den Pontiac Grand Prix, der dort abgestellt war.

Langsam stieß sie zurück. Das cremefarbene Auto wurde auf dem freien Platz vor der Garage gewendet und rollte dann zur Ausfahrt, wo der kleine Junge bereits abwartend stand.

»Alles okay, Mammy!« krähte er fröhlich. »Du kannst kommen. Beide Torhälften sind offen.«

»Wunderbar, Harry, dann kann ja nichts schiefgehen.«

»Nicht mehr so wie damals, als du den linken Kotflügel erwischt hast, weil das Tor nicht weit genug offen stand, nicht wahr?!«

»Nein, Harry, das kann nicht passieren, weil du diesmal so gut für mich aufgepaßt hast.«

Harry Carson stand auf dem Bürgersteig und war nur drei Schritte von der Szene entfernt.

Der Abenteurer aus Xantilon schluckte trocken.

Harry?!

Die Frau in dem Wagen hatte den kleinen Jungen mit diesem Namen angesprochen.

Er gab sich einen Ruck und wußte selbst nicht, wie ihm geschah, als er nach vorn trat, direkt auf den Jungen zu.

Der grinste ihn an, als Carson stehen blieb.

»Morning!« krähte er.

»Good morning!« erwiderte Harry Carson tonlos. Er war unentschlossen, wohin er zuerst sehen sollte. Ob auf den Jungen oder auf die Frau, die den Pontiac aus der Ausfahrt herausgefahren hatte und nun ausstieg, um gemeinsam mit dem Knaben das Tor wieder zu schließen. »Na, das machst du aber schon prima«, sagte Harry Carson und würgte den Kloß hinunter, der in seiner Kohle saß.

»Klar, Mister! Das hat Mam mir beigebracht. Außerdem bin ich für eine solcheArbeit alt genug…«

»So? Na, wie alt bist du denn?«

»Sechs, Mister.«

Harry Carsons Herzschlag wurde schneller, die Innenflächen seiner Hände schimmerten feucht.

Er wollte es nicht wahrhaben, aber die Ähnlichkeit war frappierend.

Er mußte an die Kinderbilder denken, die es von ihm gab, und die er in der letzten Nacht in einem alten Album gemeinsam mit Carol und ›Björn‹ betrachtet hatte.

Der kleine Junge, der Harry hieß – das hätte er sein können, als er in dem Alter war…

Jener letzte Abend mit Patsy… 1950… die Nacht, in der er verschwand… Sternenhimmel über ihnen, das einsame Feld, die laue Luft…

Jener Junge, der ihm so ähnlich sah…

»Entschuldigen Sie, Sir«, sprach die Frau ihn da an.

Patsy! Sie war so schön und verführerisch wie eh und je.

»Kann ich Ihnen helfen? Suchen Sie etwas?«

»Ja«, reagierte er geistesgegenwärtig. »Das kann man wohl sagen.

Einen alten Freund. Er soll hier in der Figueroa Street wohnen…«

»Wie heißt denn Ihr Freund?«

Er sah sie an, und seine Lippen formten den Namen ›Patsy‹. Es hätte nicht viel gefehlt, und er hätte ihn ausgesprochen.

»Billie Rekoe…«

Sie hob die Augenbrauen. »Rekoe? Tut mir leid, den Namen kenne ich nicht… Wissen Sie denn keine Hausnummer, Sir?« fragte sie freundlich.

»Oh, Madam… dann wär's auch einfach für mich. Billie und ich – wir waren 'ne Zeitlang auf einem Bananendampfer. Das ist zwanzig Jahre her… ich weiß nur Los Angeles und Figueroa Street.«

»Zwanzig Jahre ist eine lange Zeit, Sir. Da kann sich viel ändern… Vor zwanzig Jahren war ich noch nicht hier, da habe ich noch als kleines Mädchen in meinem Village gespielt.«

Wieder wirkte sich der seltsame Zeit-Rhythmus auf ihr beider Leben aus.

Er erkannte sie sofort wieder. Patsy war nur sechs Jahre älter geworden, bei ihm waren mehr als zwanzig Jahre verstrichen…

Und doch – bildete er es sich nur ein oder war es wirklich so – musterte sie ihn aufmerksam. Kam ihr irgend etwas bekannt an ihm vor?

›Ich bin's, Harry‹, hätte er am liebsten gerufen, sie in die Arme genommen und durch die Luft gewirbelt. Das mit Billie Rekoe ist alles Unsinn. Den Namen hab' ich erfunden! Ich bin's, Harry! Dein Harry…

Aber er brachte keinen Ton heraus und stand da wie gelähmt.

»… ich hätte Ihnen gern geholfen. Vielleicht kann jemand anders Ihnen helfen, der schon länger in der Straße wohnt… Wir leben erst seit fünfeinhalb Jahren hier.«

»Hallo, Patsy?!« ertönte da eine volle, sympathische Stimme vom Haus her, und Harry Carson wandte den Kopf.

Am Hauseingang stand ein Mann im dunkelblauen, seidenen Morgenmantel.

Der Fremde war groß, dunkelhaarig, hatte leicht angegraute Schläfen und trug eine dunkle Brille.

»Patsy? Ist etwas?« klang es besorgt von drüben. »Warum fährst du denn nicht? Stimmt etwas mit dem Wagen nicht?«

»Doch, Frank. Es ist alles okay. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Hier ist ein Fremder, der eine Auskunft wünscht. Er sucht einen Billie Rekoe.«

»Billie Rekoe? Gibt's hier nicht, Patsy.«

»Hab' ich ihm auch schon gesagt.«

Je länger er in ihrer Nähe stand, und gerade jetzt, als er sie sprechen hörte, desto unerträglicher wurde seine Sehnsucht.

»Yea, da kann man nichts machen«, sagte er breit und zuckte die

Achseln. »Ich werd’ dann mal weitersehen… die Straße ist ja lang… möglich, daß die Familie hier auch gar nicht mehr wohnt. Nach der langen Zeit…«

»Dann wünsche ich Ihnen bei der Suche viel Glück, Sir… Wäre schön, wenn Sie Ihren Freund fänden. Das wird bestimmt ’ne Überraschung, wenn man sich nach einer so langen Zeit nicht mehr gesehen hat, hat man sich viel zu erzählen…«

»O ja, das hätte man… Patsy…«, sagte er leise.

Die Frau ging schon um den Wagen herum, als sie plötzlich stehen blieb. Sie wandte sich um.

»P-at-s-y?« dehnte sie das Wort, und ihre Stimme klang wie ein Hauch. »Haben Sie eben – Patsy gesagt? Oder täusche ich mich?«

»Sie täuschen sich, Madame.«

Einen Augenblick standen sie sich gegenüber und sahen sich intensiv an.

Er fühlte die Unruhe, die Verwirrung, die ihm von ihr entgegenschlug.

Sie schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte sie dann schnell. »Das muß ein Irrtum sein… Sie erinnern mich an jemand, vielleicht ist das der Grund, weshalb ich glaubte, etwas gehört zu haben, was Sie gar nicht sagten… Nein, das kann nicht sein.«

»Mummy, jetzt wird’s aber Zeit«, meldete sich der kleine Harry. »Im Kindergarten werden sie sich schon wundern, daß ich nicht komme. Ich hab’ versprochen, heute auf alle Fälle pünktlich zu sein…«

»Dann viel Spaß im Kindergarten, Harry«, sagte Carson.

»Bye, Mister…«

»Harry, ganz einfach Harry. Ich heiße so wie du, Kleiner. Ein toller Zufall, wie?«

*

Die Frau am Steuer musterte ihn ein letztes Mal und fuhr dann los.

Harry Carson sah dem entschwindenden Wagen nach.

Als das Fahrgeräusch verebbte, kehrte auch der Blinde wieder ins Haus zurück.

Harry Carson überquerte die Straße. Seine Miene war unbeweglich.

Er setzte sich neben Macabros in den Buick und starrte abwesend durch das Fenster.

»Ich fange an, sie zu verstehen… Carol und alle anderen haben sie verkannt… Patsy erwartete damals ein Kind. Sie verließ das Village, zog nach Los Angeles und heiratete Frank; hier kam der kleine Harry zur Welt… Keiner mehr hörte etwas von ihr.«

Er atmete tief durch.

»Es ist nicht gut, in der Vergangenheit zu graben, ›Björn‹«, fuhr er dann fort. »Nicht in einer bestimmten Vergangenheit. Es gibt ja so viele… Mein Leben hier ist zu Ende. Würde ich bleiben, wäre es verantwortungslos gegenüber anderen Menschen, in deren Dasein ich nichts mehr zu suchen habe… Patsy und Harry gehören zu Frank – und nicht zu Harry Carson. Und ich möchte nicht, daß sie die Bekanntschaft der Men in Black machen… Die Episode ist zu Ende, ›Björn‹. Es war ein Traum, weiter nichts… Das Ganze noch mal von vorn! Auf nach Xantilon! Dort sind noch einige wichtige Dinge zu erledigen… Wir müssen noch das › Singende Fahsaals‹ finden und die schöne Daiyana… neue Abenteuer können mithelfen, Dinge zu vergessen, die man gern vergessen möchte… Der Weg zurück dürfte eigentlich ganz einfach sein…«

»Ja, der Meinung bin ich auch«, entgegnete Macabros trocken. »Wir werden seit unserer Ankunft aufmerksam beobachtet. Von den Men in Black. Jetzt müssen wir nur dafür sorgen, daß wir sie eher entdecken, als sie uns… und schon haben wir erreicht, was wir wollen… Gehen wir am besten zum nächsten Baum dort vorn, Harry. Vielleicht liegt da ein Mann in Schwarz auf der Lauer und hat auch gleich sein UFO in der Nähe geparkt, so daß wir nur noch einzusteigen brauchen…«

*

Björn Hellmark riß das ›Schwert des Toten Gottes‹ hoch und schlug zwei gegnerische Waffen herum.

Er erwartete gleichzeitig die Hiebe der anderen.

Sie trafen ihn auch.

Aber – was war das?!

Er spürte keinen Schmerz und ging nicht zu Boden!

Die Klingen waren weich wie Butter, gaben nach, durchbohrten ihn nicht, sondern streichelten ihn.

Whiss!

Der kleine Kerl ließ ein leises, zufriedenes Kichern hören.

Björn konnte ihn nicht sehen, da auch er unter dem Tarnschild hockte und dem Einfluß des magischen Armreifs ausgesetzt war. Doch Hellmark konnte sich gut vorstellen, wie Whiss jetzt aussah. Mindestens einen seiner elf Noppen würde er ausgefahren haben und damit jene Kraft bewirken, die die Materie beeinflußt. Whiss verfügte über viele Gaben, eine davon war die der Materie-Umwandlung. Er konnte quasi aus Steinen Brot machen…

Es ist alles nur eine Frage der Zusammensetzung der Atome, pflegte er stets zu sagen. ›Füge ein Atom hinzu, und du hast einen anderen Stoff als den ursprünglichen. Nicht anders ist es, wenn du ein

Atom wegnimmst…‹

Er sagte das stets so, als würde er mit Bauklötzen spielen.

Die Schwerter der Feinde waren stumpf, nein, sie waren weich und schlaff und bedeuteten keine Gefahr mehr für ihn.

Der Unsichtbare nutzte das Überraschungsmoment.

Seine Gegner taumelten durch den eigenen Schwung nach vorn. Hellmark erledigte sie im Handstreich, und schwefelgelbe Wolken zeigten an, wo sich die Dämonischen eben noch befunden hatten.

Zurück blieben nur die Schwerter, die wie harmlose Spielzeuge auf dem Boden lagen.

Der unsichtbare Björn Hellmark warf sich in die Reihen der Feinde hinein. Whiss ließ seine Psi-Kräfte weiter wirken. Die Schwerter in den Händen der Dämonen, die Hellmark wirklich gefährlich werden konnten, zerflossen wie Schnee in den ersten Strahlen der Frühlingssonne.

Hellmark schaffte sich eine Gasse, kam hinaus in den Korridor und lief immer an dem riesigen Aquarium entlang, Richtung Kopf des Molochos.

Der Dämonenfürst schien von allem, was sich außerhalb der durchsichtigen Wand abgespielt hatte, nichts mitbekommen zu haben.

Das Molekül-Bad nahm seine Sinne voll in Anspruch. Er lag darin wie ein bösartiger Gott, bei dessen Erwachen man um sein Leben fürchten mußte.

Hellmark fluchte im stillen in sich hinein.

Er war Molochos so nahe – und doch Unendlichkeiten von ihm entfernt.

Vielleicht wäre es möglich gewesen, mit dem magischen Schwert die gläserne Wand zu zerstören, das flüssige Abbild des Universums zum Auslaufen zu bringen. Möglicherweise wäre dann durch diese Aktion im derzeitigen Stadium Molochos’ Tod besiegelt gewesen. Doch damit war Björn Hellmark nicht gedient.

Er brauchte Molochos lebend. Vorerst. Nur Molochos schien den derzeitigen Aufenthaltsort Carminia Brados zu wissen.

Hellmark floh den Korridor hinunter.

Die Dämonen von Gigantopolis erhielten Verstärkung und kamen ihm teilweise entgegen.

Drei, vier prallen mit ihm zusammen – das kostete sie das Leben. Sie berührten das ›Schwert des Toten Gottes‹ und verwandelten sich in eine Dampfwolke.

Hellmark lief im Zick-Zack wie ein Hase.

Er erreichte das Ende des Korridors, blieb unsichtbar und stand wenige Augenblicke später vor einem torähnlichen Durchlaß, der in einen völlig leeren Saal mündete.

Er betrat ihn.

»Dies ist ein Teil des Palastes«, flüsterte er. »Hier bin ich schon mal gewesen. Von hier aus geht's zum Thronsaal. Ich werde mich dorthin begeben und auf Molochos' Rückkehr warten. Wenn er sein Bad beendet und wieder normale Größe angenommen hat, wird er wohl seinen Thron wieder einnehmen… Seine Schergen können sich allerdings an allen zehn Fingern abzählen, daß dies mein Ziel ist und… aha, jetzt scheint die Kommunikation erst zu funktionieren. Sie kommen…«

Sie kamen aus allen Richtungen.

Hunderte von Unheimlichen, bis an die Zähne bewaffnet, tauchten im Halbdunkel des riesigen Palastraumes auf. Sie bewegten sich langsam und nahmen sich jede Ecke vor.

Es war offensichtlich. Sie suchten den Unsichtbaren.

Hellmark zog sich weiter zurück.

Er war seinen Gegnern gegenüber im Vorteil. Er konnte sie sehen und sich auf ihre Aktionen einstellen. Sie wußten nicht, wo er sich gerade aufhielt.

Doch die Zeit, wann sie auf ihn stießen, war abzusehen.

Da sie wie eine Mauer auf ihn zurückten, würden sie ihn auch aufspüren.

Es sei denn, daß er ein Versteck fand, das sie übersahen oder ihnen nicht zugänglich war.

»Ich glaube, Whiss«, wisperte er, »es wäre ganz gut, wenn du deinen Fühler wieder einziehen und kein einziges Schwert verflüssigen würdest. Sieht gerade so aus, als würden sie nur darauf warten, daß wir uns auf irgendeine Weise bemerkbar machen – und dann begehen sie irgend eine Schweinerei. Verhalten wir uns ganz still. Und damit du auch nicht zufällig zu einer Aktion verführt wirst, wäre es ganz gut, wenn du jetzt lautlos, still und heimlich untertauchen und bei Rani und Danielle nach dem Rechten sehen würdest. Vielleicht brauchen sie Unterstützung…«

»Und du? Was ist, wenn…«

Hellmark ließ den kleinen Kerl nicht erst ausreden. »Im Moment kann ich ganz gut auf mich selbst aufpassen. Im übrigen wird es eine Zeitlang dauern, ehe sie den Saal durchquert haben… Bis es wirklich ernst wird, kannst du schon wieder hier und zur Stelle sein…«

»Du kalkulierst also meine Hilfe ein. Das beruhigt mich ungemein. Es ist immer schön, wenn man weiß, daß man gebraucht wird«, sagte er ohne falsche Bescheidenheit.

Dann löste er sich von Hellmarks Schulter.

Im selben Moment wurde er sichtbar.

Doch niemand bemerkte ihn. Der kleine Kerl glitt lautlos in die Dunkelheit unterhalb der hohen Decke und flog den Weg zurück, den er gekommen war.

Björn Hellmark blieb unsichtbar und allein zurück…

*

Der Tag verlief anders, als sich alle in dem Haus gedacht hatten.

Am frühen Morgen ging es schon los.

Die Katze am Fußende wurde plötzlich unruhig. Ihr Fell sträubte sich, und die Augen begannen fluoreszierend zu leuchten.

Da war etwas!

Es erreichte ihn von außerhalb.

Gefahr!

Mit schrillem Miauen ging das Tier in die Höhe.

Lorette Grande fuhr zusammen.

Was dann kam, war mehr, als sich menschliche Phantasie ausmalen konnte.

Zwei Feinde trafen aufeinander.

Sie waren von dieser Erde, stammten von unterschiedlichen Kontinenten ab und verfügten über die gleiche schreckliche Waffe.

Die der Magie…

*

Die Fenstervorhänge rissen auseinander.

Es war Vontox, der dies mit einer blitzschnell hervorgestoßenen Zauberformel bewirkte.

Er wußte: dort draußen waren sie. Die Feinde, die er spürte, die ihn entdeckt hatten.

Aber er würde der Schnellere sein. Er war auf der Hut und gewarnt.

Das Fenster stand weit offen und gab den Blick frei in den riesigen Park, in dem das Morgengrauen langsam durch die Blätter der Büsche und die Wipfel der uralten Bäume schimmerte.

Durch den Park kamen zwei Gestalten.

Ein Mensch – und ein Skelett mit knöchernen Flügeln und einem leuchtend gelben Umhang, der mit roten magischen Zeichen versehen war.

Friedrich Chancell und Skash, der geflügelte Skelett-Magier!

»Was ist denn los?« fragte Lorette Grande halb verschlafen, richtete sich auf und tastete mechanisch nach dem Lichtschalter.

Doch noch ehe sie ihn berührte, grellte ein Blitz auf.

Er erstand genau über der Katze, die mit gesträubtem Fell über die Bettdecke preschte auf das offene Fenster zu.

Lorette Grande schrie auf, ihr Schrei hallte durch das ganze Haus und weckte die Menschen auf, die in den Gästezimmern lagen.

Vontox spürte den anderen Pol, der anders dachte und fühlte wie er, den großen Feind, der ihm gegenüberstand.

Der Magier aus Lemuria nahm seine wahre Gestalt an, stand vor dem Fenster und das giftgrüne Gewand flatterte um seinen Körper, als würde der Wind hindurchwehen.

Das Pfeifen und Heulen füllte das Zimmer.

Der Sturm brach los.

Vontox überlegte nicht lange und handelte sofort, um dem geflügelten Skelett-Magier keine Chance zu geben.

Das also war der Feind, dem er eine Schwächung seiner Kräfte verdankte, der mit Taya, der Vogelfrau gemeinsame Sache machte. Und nun hatte dieser Feind ihn selbst aufgespürt, sogar hier in seinem Versteck!

Er durfte dem Ankömmling keine Sekunde zur Überlegung lassen.

Vontox riß die Arme hoch. Über seine Lippen kamen seltsam klingende, bedrohliche Laute. Er sprach magische Formeln, die augenblicklich voll wirksam wurden, da er seine ganze Kraft einsetzte.

Rot-schwarze Wolken ballten sich am Himmel über dem Park zusammen, ein eisiger Wind fegte durch das Haus und ließ ihm wahrsten Sinn des Wortes den Schrei auf Lorette Grandes Lippen gefrieren.

Sie verstummte und merkte, daß sie sich nicht mehr bewegen konnte. Eiswasser statt Blut schien mit einem Mal durch ihre Adern zu fließen.

Sie erstarrte, ihre Haut wurde grauweiß, wie die Oberfläche eines Steins.

Und so geschah es im ganzen Haus…

Vontox wollte sich den Rücken freihalten, belegte alle, die sich in dieser Stunde im ›Chateau Pasteur‹ aufhielten mit einem Bannfluch und hinderte sie am Schreien und daran, sich zu bewegen.

Das Chateau wurde zum Totenhaus.

Die Menschen erstarrten in der Bewegung und blieben in der Stellung, in der sie sich gerade befanden.

Ein Besucher saß auf der Bettkante, schien zum Sprung bereit und sah aus wie ein grauer Stein. Ein anderer Gast hatte die Tür aufgerissen, hatte die Schwelle schon überschritten, war weit nach vorn gebeugt – und kam keinen Millimeter mehr weiter…

Andere standen auf den Treppen, einen fünften hatte es in dem Moment erwischt, als er in den Morgenmantel schlüpfte.

Totenstille herrschte überall – bis auf den Bezirk, in dem sich das Duell der Magier abspielte.

Die Begegnung der beiden unterschiedlich denkenden und fühlenden Kontrahenten ließ das Chateau zum Alptraum werden.

Wie in einem solchen konnten die Menschen, die die Gefahr

spürten und fliehen wollten, nicht mehr weg, verwandelte eine liebliche Umwelt sich in eine Hölle.

Im Garten wurde der grüne Rasen rot.

Feuerblasen stiegen auf, als ob die Erde flüssiges Magma ausstoße.

Die Luft außerhalb der Räume wurde unerträglich heiß.

In wenigen Sekunden wurde der ganze Garten zum Feuersee.

Skash, der Skelett-Magier, war von dem plötzlichen Angriff überrumpelt und verlor wertvolle Zeit.

Er parierte. Seine bleichen Knochenarme fuhren in die Höhe.

Im ersten Moment kam es zu keiner Abwehr der Kraft, die Vontox ihm entgegenschleuderte.

Friedrich Chancell schwebte in Lebensgefahr.

»Zurück in die Pyramide! Sie bietet dir allen Schutz, den du brauchst. Er ist hier!«

Unter Chancells Füßen entstand in dem Moment, als der Boden zum mörderischen Feuersee wurde, eine hauchdünne dunkle Platte, die aussah wie eine geschwärzte Eisscholle. Sie bewegte, sich auf der Oberfläche. Skashs Magie neutralisierte die Luft, den Sturm und die Hitze rings um Friedrich Chancell – und wie einem Gedankenbefehl gehorchend glitt die Pyramide aus dem Hintergrund in das Blickfeld des Magiers aus Lemuria.

Friedrich Chancell verschwand in der Pyramide, während Skash sich weder durch den Orkan noch durch das Feuermeer aus der Fassung bringen ließ.

Sein sonnengelber Umhang wehte knatternd um seine Schultern, die heiße Luft stieg flirrend von der feurigen Fläche empor, die Flammenzungen aber erfaßten weder den Umhang noch die fahlen Knochen.

Skash wußte sich zu schützen.

»Ich habe lange nach dir gesucht«, ertönte die dumpfe Stimme über den Feuersee, zu dem der Garten geworden war. »Viele unnütze Wege mußte ich gehen, Peiniger und Vernichter meines Volkes. Nicht nur meines Volkes, sondern vieler Völker, die dir ein Dorn im Auge waren… Du hast zu viele getötet, Vontox…«

Ein widerliches Lachen klang aus dem Raum zurück, in dem Lorette Grande als regloser Stein in ihrem Bett saß.

»Scheinbar waren es nicht genug. Es war damals ein Fehler, dich überleben zu lassen. Ein Magier zuviel – das schafft Ärger. Ich wußte nicht, daß du Herrschaftsgelüste haben könntest. Seit wann interessiert ein Winzling aus dem Mikrokosmos sich für Dinge, die nur Lemuria angehen…«

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst. Ich habe dich gesucht – und gefunden. Lemuria interessiert mich nicht…«

Ein Bluff?

Zumindest klangen die Worte überzeugend.

Vontox merkte den Strom, der in ihm aufstieg.

Hatte er sich getäuscht? War nicht Skash der Feind, den er suchte, der…

Einen Moment war er abgelenkt.

Skash konnte nachhaken.

Der heiße Windstoß stieg wie eine Kerzenflamme über dem Garten hoch, sammelte sich – und wurde auf Vontox zurückgeschleudert wie ein Bumerang.

Vontox raubte es den Atem.

Er konnte mit einigen raschen Beschwörungsformeln die erste unmittelbare Gefahr abblocken und geriet dabei außer Atem.

Die Magie, die ihm entgegenschlug, war stärker, als er vermutet hatte.

Er mußte seine eigenen Anstrengungen verdoppeln.

Die roten Wolken über dem Skelett-Magier wurden zu einem gewaltigen Glutball und rasten dann wie ein glühender Komet auf Skash herab.

Die Kraft, die Vontox einsetzte, war enorm. Die Hände, weit ausgestreckt, begannen zu zittern. Er merkte, wie seine Knie weich wurden.

Die Geschwindigkeit des Glutballs nahm zu. Das Rauschen und Zischen mußte kilometerweit zu hören sein.

Die Hölle schien ihre Pforten geöffnet zu haben. Hitze und bestialischer Gestank wehten über das vor wenigen Augenblicken noch gepflegte Anwesen.

Nun sah es aus wie eine Landschaft auf einem fernen Stern.

Skash sah die tödliche Gefahr. Mit aller magischen Kraft stemmte er sich dagegen. Er schien mit seinen langen, bleichen Knochenfingern den Ball zu berühren. Er faltete sich auseinander, wurde breit und flach und spannte sich wie ein zu tief geratener Himmel über ihn.

Die ganze Wucht wurde weggenommen. Der flache rötliche Himmel platzte auseinander und zerstob zu einem Feuerwerk unwirklicher Farben, die lautlos vergingen.

Vontox murmelte eine neue Formel. Sie schwächte ihn enorm, doch er setzte nun alles auf eine Karte, wollte seinen Gegner in die Verteidigung zwingen, ihm keine Gelegenheit geben, ebenfalls einen Angriff zu starten.

Wenn er lange genug verteidigte, fehlten ihm die Kräfte für einen Angriff.

Ein Blitz zuckte auf und spaltete die gespenstische Atmosphäre.

Vontox befand sich im selben Augenblick nicht mehr da, wo er eben noch gestanden hatte.

Er war nun draußen im Garten, unter seinen Füßen materialisierte

wie ein erkalteter Lavabrocken ein Stück Erde.

Unüberwindbar wie ein Fels schien auch Vontox zu stehen. Wie ein Herrscher hielt er die Arme ausgestreckt und blickte finster.

»Nur wer aus Lemuria kommt, hat die Macht über das Feuer!« sagte er triumphierend. »Und wer das Feuer beherrscht, kann den anderen darin umkommen lassen. Du, Skash, wirst meine Kreise nie wieder stören. Ich kann aus dem Stein Leben machen – und das Leben zu Stein werden lassen. Lemuria hat viele große und kleine Katastrophen erlebt. Eine kleine Katastrophe läßt sich ohne besonderen Aufwand sicher auch hier erzeugen…«

Er ließ Bilder aus Lemuria auferstehen, Bilder, die ihn faszinierten, die er miterlebt hatte. Auch den Untergang, den er zum Teil selbst in die Wege geleitet hatte, um sich vor jenen zu schützen, die ihn loswerden wollten. Doch er war schneller als sie…

So beschwor er die Erinnerung und die Vergangenheit.

Gewesenes mischte sich mit der Realität.

Ein Zeichen dafür, daß seine Kräfte noch längst nicht wieder die alten waren, daß er bluffte und es ihm in diesen Minuten zunächst nur mal darauf ankam, Zeit zu gewinnen und Skash hinzuhalten.

Steinerne Hände, Arme und Torsos wurden aus der dampfenden, brodelnden Glut emporgehoben.

Gestalten setzten sich zusammen aus den Brocken, die in dem Feuersee gelegen zu haben schienen und nun nach oben getragen wurden. Die Statuen waren nackt, Darstellungen von Männern und Frauen erinnerten in ihrer Haltung und Grazie an die frühen römischen Standbilder.

Im Hintergrund schwamm die Pyramide Skashs, und er sah sich dort selbst, kniete schwach und kraftlos am Boden und war der Magie Vontox' hilflos ausgeliefert.

Wunschdenken des Magiers aus Lemuria!

Wunschdenken, das sich in diesen Bildern äußerte.

Ein Zeichen dafür, daß er noch sehr schwach war, daß sich in Lemuria selbst Ereignisse abgespielt hatten, die ihn auf diesen Stand zurückwarfen. Und das Schicksal wollte es, daß er, Skash, die Spur jenes Feindes entdeckte, der an soviel Unheil schuld war.

Der Raum, in den Skash versetzt worden war, sah aus wie nach einem Bombenangriff. Nichts mehr stand oder lag an seinem Ort. Der Vorhang war zerfetzt, sämtliche Stühle umgekippt, die Tapeten hingen von den Wänden, Lorette Grandes Kopfkissen war aufgerissen, als hätte es jemand mit dem Schlachtermesser bearbeitet.

Vontox setzte allem den i-Punkt auf, indem er das glutflüssige Magma in Bewegung geraten ließ.

Er stieg die Wand hoch, schwappte zischend und blubbernd über die Fensterbank und ergoß sich über Vorhänge und Teppiche!

Sofort leckten Flammenzungen in die Höhe.

Skash arbeitete sofort dagegen, um den Raum und das Haus nicht in einer lodernden Hölle aufgehen zu lassen.

Zischend erloschen die Flammen, das Magma zog sich zurück, als würde es von draußen magisch angezogen, und gleichzeitig erhielt Vontox einen ersten massiven Gegenschlag.

Ein Blitz zuckte auf ihn herab.

Feuer-Fontänen spritzten rings um Vontox herum auf. Der erkaltete Magmablock, auf dem er stand, kippte seitlich weg.

Vontox vermied den Sturz und die Berührung mit dem Feuersee.

Skash wußte, daß er seinen Gegner nicht töten konnte. Seine Magie, geschickt plaziert, konnte jedoch bewirken, daß Vontox' Kräfte völlig ausgehöhlt wurden und er sich danach nie wieder erholte. Dies führte indirekt schließlich doch zur Beseitigung seiner magischen Existenz.

Vontox reagierte, wie er reagieren mußte, um von den Flammen nicht verzehrt zu werden. Nur durch magische Gegenwehr konnte er sich schützen. Dies verringerte erneut die nur schwach aufgefüllten Reserven.

Vontox erkannte seine Lage und entwickelte blitzschnell einen teuflischen Plan.

Er versetzte sich in den Raum zurück, ohne Skash hinauszukatapultieren.

Lorette Grande!

Ihr Leben mußte er mit dem seinen verknüpfen und dann Skash den tödlichen Stoß versetzen.

Vontox landete auf dem Bett und nahm sofort eine andere Gestalt an, die eines menschengroßen Skorpions.

Die steinerne Oberfläche der Frau schmolz weg wie Schnee unter der Sonne. Lorette Grande erwachte aus der Erstarrung, sah das monströse Geschöpf und schrie wievon Sinnen.

Der Skorpion umklammerte sie, hielt sein Opfer fest und drückte den Schwanz mit dem Giftstachel heraus.

Er saß wie ein Degen genau auf ihrem Herzen, bereit, im nächsten Moment zuzustoßen!

*

Die Dinge spitzten sich so schnell und dramatisch zu, daß er fast fürchtete, zu spät zu kommen.

Der blaue Guuf-Schädel hatte auf diese Auseinandersetzung gehofft.

Nun liefen die geschickt geknüpften Fäden zusammen.

Was in Lemuria begonnen hatte, kam hier zum Abschluß.

Vontox war in der Falle, aber noch nicht besiegt! Er hatte sich ganz auf Skash und die zu Tode erschrockene Frau konzentriert, so daß er das Nachfolgende nicht mitbekam.

Der blaue Guuf-Schädel tauchte wie eine Projektion im Zimmer auf. Zwischen Vontox und dem Guuf-Totenkopf gab es über die Dimensionen hinweg eine Verbindung. Der blaue Guuf-Totenschädel konnte nicht eingreifen und den Kampf, der im Moment unentschieden stand und sich wegen des möglichen Todes Lorette Grandes sogar zugunsten Vontox' zu verschieben begann, nicht direkt beeinflussen. Aber indirekt!

Er hatte den, auf den es ankam, bereits informiert.

Wie ein Schatten verschwand der seltsame Totenkopf – und glitt hinein in den schmalen Spalt zwischen den Zeiten, den Henri Grandes Geist wie eine Bresche in die Wildnis geschlagen hatte.

Henri Grande war das Glied in der Kette, ohne das es keine Möglichkeit gegeben hätte, jene Ebene zu erreichen, in der sich Harry Carson und Macabros aufhielten.

Selbst zu diesem Zeitpunkt wußte Grande noch nicht, daß der blaue Guuf-Schädel ihn praktisch als Katalysator benutzt hatte.

Henri Grande war zum. Werkzeug geworden.

Der blaue Guuf-Schädel kam als Projektion.

Harry und Macabros, die sich nach wie vor in Los Angeles aufhielten, sahen ihn an diesem Morgen zum zweiten Mal.

»Es ist soweit. Tayas Auftrag kann erfüllt werden«, sprach er die beiden Männer an. »Du – «, und bei diesem Wort wandten seine unergründlichen Augenhöhlen sich Macabros zu, »du kannst die Tat vollbringen, Lemuria vom Despoten befreien und den Kontinent wieder zu dem machen, was er einst war und wo er einst lag…«

Als Macabros diese Worte hörte, wußte er, daß – völlig unerwartet – eine Situation eingetreten war, die ebenfalls in seinem Leben eine Bestimmung hatte.

Lemuria war ein umkämpftes Land. Durch die Tatsache, daß der Urkontinent aufgrund magischer Vorkommnisse in eine andere Dimension versetzt worden war, war auch in anderen Dimensionsbereichen einiges ›gekippt‹. In diesem Zusammenhang fiel ihm sofort der König der Drachentöter ein. Und damit eine alte Prophetie.

»Sag mir, was ich tun soll, Guuf, und ich werde es tun«, reagierte Macabros schnell.

»Folgt mir! Der Spalt in die Gegenwart ist offen, geschaffen vom Geist eines Mannes, der seit wenigen Stunden tot ist und mitten unter euch weilt. Er ist ein großes Medium, doch erst im Sterben wurde es ihm bewußt. Ihr werdet mit ihm dahin gehen, wo er zu Hause ist, wo er hingehört… Dort agiert Vontox. Die Stunde, ihn zu besiegen, ist

gekommen. Mit dem Schwert kannst du seinem dämonischen Leben ein für allemal ein Ende bereiten, ehe er weitere Völker ins Unglück stürzt…«

Ohne eine weitere Frage zu stellen, verließen Harry Carson und Macabros den Buick, der immer noch in der Figueroa Street stand.

Vom anderen Ende der Straße kam der Pontiac Grand Prix, an dessen Steuer Patsy saß.

Sie sah die beiden Männer schon von weitem.

Ihre Augen verengten sich.

Was war das?

Ihr schien, die Luft an der Stelle, wo die beiden liefen, würde trüber. Ein leichter Nebel, dann wurde die Sicht wieder klar.

Aber die beiden blonden Männer waren verschwunden…

*

Doch nicht nur sie.

Mit ihnen glitt die Projektion des Guuf-Schädels in die Zeitbahn und Henri Grande, dessen Geist das Werkzeug war.

Die Umgebung für Harry Carson und Macabros veränderte sich schlagartig und gründlich.

Eben noch Los Angeles 1956 – jetzt ein Zimmer in einem französischen Chateau der Gegenwart, in dem sich ein unheimliches Ereignis abspielte.

Henri Grande war wieder zurück in der Gegenwart und erkannte sein eigenes Haus nicht wieder!

Lorette in Lebensgefahr!

Der mannsgroße Skorpion hielt sie noch immer umklammert.

»Weiche, Skash!« zischte Vontox in der Gestalt des Ungetüms. »Du kannst nichts gegen mich ausrichten. Wenn du auch nur einen einzigen Versuch eines Angriffs wagst, ist sie des Todes. Ein Angriff von dir – ist unweigerlich mit ihrem Tod verknüpft. Dies war meine letzte magische Karte, die ich ausgespielt habe. Alles andere liegt nun an dir…«

Ob er noch etwas sagen wollte, würde für immer ein Rätsel bleiben.

Harry Carson und Macabros standen hinter dem riesigen Skorpion. Sie hörten die Worte deutlich, und der esoterische Sinn wurde ihnen sofort klar.

Macabros handelte.

Das Schwert, das Daiyana ihm schenkte und das irgendwann den Beinamen ›Schwert des Toten Gottes‹ erhalten sollte, lag wie durch Zauberei in seiner Hand.

Es bedurfte keines gewaltigen Kraftaktes und keines Hiebs. Nur

eine leichte Berührung war notwendig.

Das Schwert war geschaffen, dämonische Substanz aufzulösen. Und Vontox bestand aus dieser.

Der Zerfall traf ihn sofort und umfassend.

Der Körper des Skorpions schrumpfte blitzschnell, wurde spröde und trocken und sah aus wie ein Gebilde aus Sand, das dann langsam zerfiel und sich völlig auflöste.

Vontox, der Magier aus Lemuria, war nicht mehr.

Mit ihm waren seine hochtrabenden Pläne dahingegangen…

*

Skash richtete sich zu voller Größe auf.

Harry Carson rührte sich nicht von der Stelle, er wußte nichts mit diesem fremdartigen Wesen anzufangen, während Macabros und der Skelett-Magier aufeinander zugingen und sich umarmten.

Sie sprachen nur kurz miteinander. Macabros erfuhr von der Odyssee durch die Welten des Makro- und Mikrokosmos', die Skash und Friedrich Chancell hinter sich hatten. Auch er war da, und Macabros konnte ihn sehen.

»Magie hat die Spuren geschaffen, durch Magie lassen sie sich wieder ausradieren«, klang Skashs Bemerkung durch den Raum, und sie betraf das Aussehen des Zimmers und des Gartens.

Das Magma verschwand. Zurück blieb eine riesige schwarze Mulde. Keine Spur mehr von einem Rasen, von Büschen und Bäumen. Doch durch Zauberei kam alles wieder. Zaghaft zeigten sich die ersten Gräser, die ersten Halme, Blüten und Knospen an verdörrten Zweigen…

Der Garten gewann seine alte Schönheit wieder.

Henri Grandes Geist bekam alles in Erstaunen und Verwirrung mit.

Nichts von der Tat des Magiers registrierte Lorette Grande, die nach dem Auftritt des Skorpions in eine wohltuende Ohnmacht gefallen war.

Friedrich Chancell und Skash versprachen, Marlos aufzusuchen. Macabros sollte mitkommen. Doch er lehnte ab.

»Harry und ich haben noch einen weiten Weg vor uns. Und auf Marlos könnte ich im Moment niemand etwas nützen. Wir müssen die Men in Black finden…« Er erklärte die Zusammenhänge.

»Wir waren auf der Suche nach Vontox«, sprach Skash. »Wir haben ihn schließlich gefunden. Wenn wir euch helfen können, wie wir uns geholfen habt, wollen wir das gern tun. Vielleicht haben wir eine glückliche Hand bei der Suche nach den Rätselhaften.«

»Im Mikrokosmos sind sie bestimmt nicht«, warf Macabros ein.

»Wer weiß«, orakelte Friedrich Chancell. »Ich habe mir inzwischen

abgewöhnt, pauschal Dinge als ›unmöglich‹ abzulehnen.«

»Bei den Männern in Schwarz trifft's – in diesem einen Punkt zumindest – bestimmt zu…«

Es kam die Rede auf den ›Boten‹, den blauen Guuf-Schädel. Niemand hatte ihn bemerkt, und jetzt nach getaner Arbeit ließ er sich noch immer nicht sehen.

»Er war nur eine Halluzination, eine Projektion«, murmelte Macabros. »Er war nicht wirklich hier. Er hat die Dimensionen überwunden und hat sich eines Geistes namens Henri Grandes bemächtigt, der in der Stunde starb, als…« Er stockte plötzlich, wirkte noch ernster. »Henri Grande erkannte in der Stunde seines Todes seine medialen Fähigkeiten«, sinnierte er. »Ich hoffe nicht, daß der blaue Guuf-Schädel, dessen Verhalten mir nach wie vor nicht ganz klar ist, den Tod jenes Mannes nicht willkürlich herbeiführte, um an sein Ziel zu gelangen, daß es wirklich nur ein Zusammentreffen merkwürdiger Zufälle gab…«

Er unterbrach sich.

Lorette Grande seufzte leise, ihre Augenlider zitterten.

Das Schlafzimmer war wieder so, wie sie es in dieser Nacht aufgesucht hatte. Nichts mehr darin erinnerte an den Kampf der Magier.

Skash, Friedrich Chancell, Harry Carson und Macabros suchten die außenstehende Pyramide auf.

Die Unruhe im Haus nahm zu. Die von Vontox in die Erstarrung gezwungen worden waren, regten sich wieder, blickten sich verwirrt um und wußten nicht, wie sie in diese Lage gekommen waren.

Die Pyramide schloß sich, ehe sie jemand wahrnehmen konnte.

Auch Josephine, Lorette Grandes Schwester, bemerkte sie nicht mehr. Wie die anderen erwachte auch sie aus einer totenähnlichen Starre und wußte nicht, wie ihr geschehen war…

*

Lorette Grande faßte sich an die Stirn.

Böse Erinnerungen stiegen in ihr auf.

Sie verglich sie mit der Wirklichkeit.

Nichts von alldem stimmte. Das Zimmer war nicht verwüstet, die Vorhänge nicht zerfetzt, draußen war der Rasen – und kein Feuersee…

Sie sah sich aufmerksam um, faßte alles vorsichtig an und spürte die Dinge wirklich.

All das Schlimme – nur ein Traum?

Sie schluckte.

Und das mit – Henri?

Die Gäste im Haus… Sie hörte das Rumoren, die sich öffnenden

und schließenden Türen, die Schritte und Stimmen…

Das mit Henri war kein Traum!

Sie mußte an Josephine denken, die die Totenwache übernommen hatte und ohne erfindlichen Grund zog es sie plötzlich in die kleine hauseigene Kapelle des ›Chateau Pasteur‹.

Eine Stimme schien sie zu rufen…

*

Nicht nur sie zog es dort hin.

Da war noch jemand, der sich angezogen fühlte.

Der Geist Henri Grandes…

Denken und Handeln waren bei ihm ein und dasselbe.

Er wollte in die Kapelle – und war schon dort. Er ›sah‹ Josephine, die verwirrt wirkte und an sich herabblickte, als stimme etwas nicht an ihr. Er sah den offenen Sarg, in dem seine sterbliche Hülle lag, und das Blumenmeer.

Henri Grande konnte sich dem mächtigen Sog, der ihn gepackt hatte, nicht entziehen. Sein Körper übte eine Macht auf ihn aus, der er nichts entgegenzustemmen hatte.

Er und dieser Körper gehörten zusammen und bildeten eine Einheit. Wie es seinen Geist und seine Seele hinauskatapultiert hatte, zog es ihn jetzt wieder hinein.

Er wollte schreien. Die Schmerzen, die ihn peinigten, waren unerträglich. Er kam nicht gegen sie an, mußte sie aushalten – und dann war er wieder in seinem Körper drin, Leib und Seele vereinigten sich, die Schwerelosigkeit, die er so angenehm empfunden hatte, wich einer bleiernen Schwere, einer Erdgebundenheit, die ihm das Atmen zur Qual machte.

Das Atmen?

Er hörte eilige Schritte.

»Josephine?« fragte eine Stimme.

Lorette?!

»Oui, Lorette «, antwortete die Gefragte verwirrt. »Was ist das nur für ein eigenartiger Tag? Du wirst es nicht fassen, aber ich muß wohl auch eingeschlafen sein…«

»Ist alles in Ordnung mit dir, Josephine?«

»Natürlich… Was sollte nicht in Ordnung sein?«

»Im Haus – ist es so merkwürdig… alle haben so seltsame Träume gehabt. Ich auch…«

Ihr Blick fiel auf den Toten.

Lorette Grande fuhr zusammen und wankte.

»Josephine .!« sagte sie kraftlos. Ihre Schwester reagierte sofort und hielt sie fest. Ein Schwächeanfall? Vor ihren Augen begann es zu

flimmern, in ihren Ohren rauschte das Blut. »Sieh'… in den Sarg, Josephine, sag' mir, was du siehst…«

»Ich sehe Henri und…« Da versagte die Stimme.

Lorette Grande stand da mit weitaufgerissenen Augen und konnte nicht fassen, was sie sah.

Henri atmete!

Und richtete sich jetzt langsam auf…

*

Diese Szene war so unwirklich, so unfaßbar, daß die Frau anfing, an ihrem Verstand zu zweifeln.

Sie brachte kein Wort mehr über ihre Lippen. Seltsamerweise erfüllte sie auch kein Grauen.

Henri lebte! Alles war nur ein Irrtum! Er war scheintot gewesen… Dinge, von denen man manchmal las, hatten sich in diesem Haus abgespielt.

Er kam auf sie zu.

»Henri?« flüsterte sie. »Bist du's wirklich – oder träume ich schon… wieder?«

»Ich bin's wirklich, Lorette…«

Und sie fühlte seinen festen Griff, seinen Atem und spürte seine Nähe.

Leben!

»Du brauchst keine Angst zu haben, Lorette«, fuhr er fort, während Josephine ins Chateau zurückeilte, um das außergewöhnliche Ereignis zu verkünden. »Es ist alles vorbei… Sterben, ist gar nicht so schlimm, wie viele denken… ich war ständig bei dir, nur – du konntest mich nicht wahrnehmen. Ich habe dich gesehen, gehört… Es war wie ein Traum. Ich habe noch viel mehr ›geträumt‹. Wenn ich dir von diesen Dingen erzähle, wirst du mir nicht glauben…«

»Auch ich habe geträumt, Henri…, und ich bin froh, daß es vorbei ist. Dieser Garten war ein einziges Feuermeer, es blühte keine Blume mehr, es wuchs kein Grashalm… merkwürdige Gestalten tummelten sich im Haus. Wenn ich sie dir beschreibe, wirst du es nicht für möglich halten…«

»Doch, ich weiß. Ich habe sie auch gesehen. Dein Traum war so wenig einer wie meiner einer war… Doch darüber unterhalten wir uns später. Ich muß mich noch umziehen. Wir haben Gäste, nicht wahr? Sie sind gekommen wegen eines traurigen Anlasses. Doch es gibt einen Grund, ein Fest zu feiern… wir werden speisen und köstlichen Wein genießen, werden singen, scherzen und tanzen… Das Leben, Lorette, hat uns wieder…«

ENDE